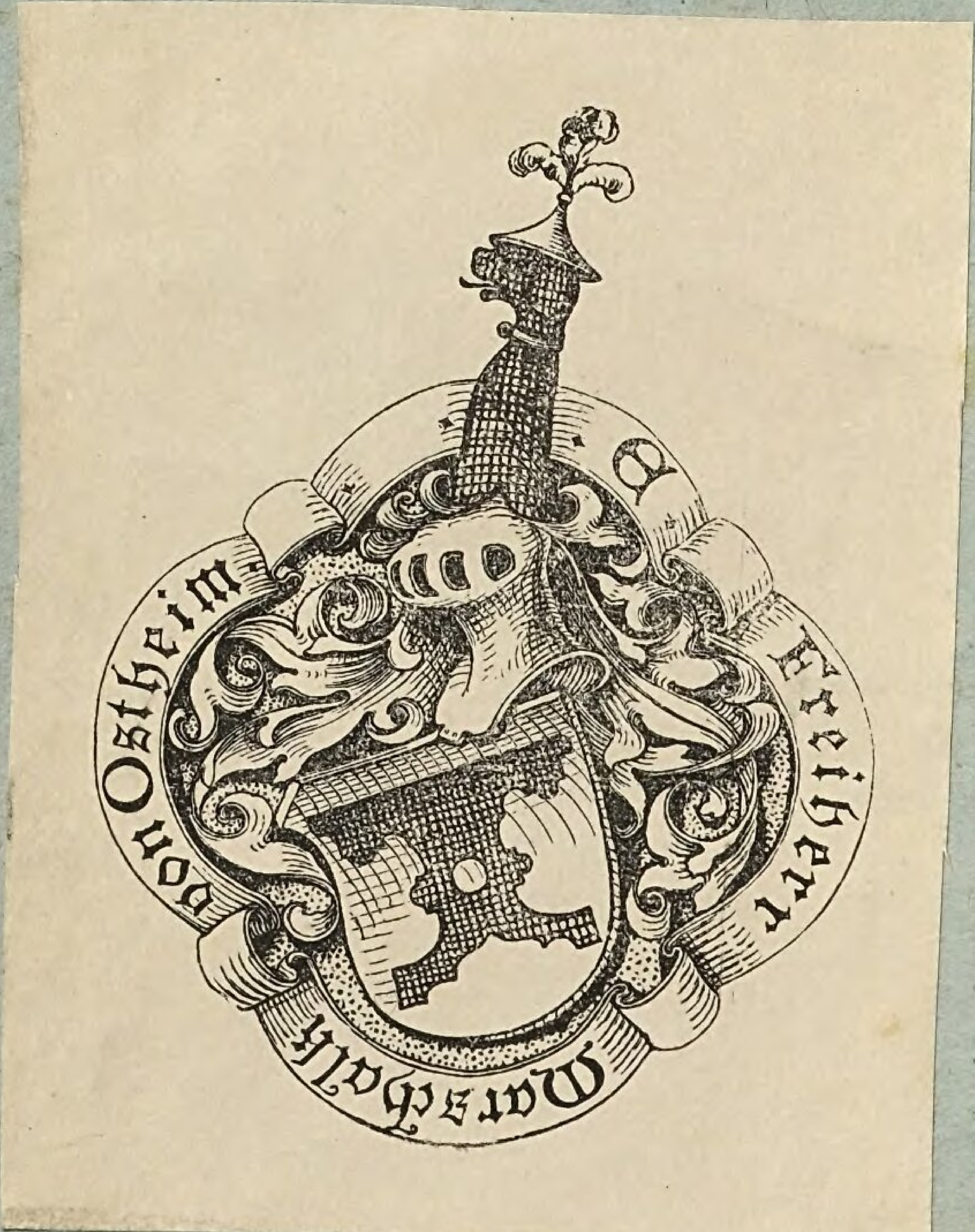
60



M. v. O.
H. h.
o. 90.

H. cul. o. 6.

v. Marschbach

Leuckhardt

Jr. Noss.

F. Buchholz

Arges Scandalosum; fehlt in Hayn bibl. erotica.

1.) Kanzler Laroche

2. Minister Hardenberg (wird vom engl. Kronprinzen zum Hahnrei gemacht.

3. Herzog v. Meiningen u. die schöne Bertha.

4. Karl Eugen Herzog v. Württemberg zwingt einen armen Edelmann die schwangere Julie v. Wolkenstädt zu ehelichen.

5. Die Fürsten Paninsky

6. Der Bruder als Liebesunterhaendler seiner Schwester (Prinz Friedrich Wilhelm v. Braunschweig u. Prinzessin Friederike Gemahlin des Kronprinzen Friedr. Wilhelm, von diesem wegen Ehebruchs geschieden u. in Stettin eingesperrt.

7. Der Zweikampf zwischen Lichtenstein u. Weiss.

8. Der Falschmuenzer u. Giftmischer (Kurf. mainz. Gardeoffizier Graf Hatzfeld.)

9. Die Veteranenhöhle. (s. g. wegen d. Niederlage des Grafen Veterani vom Leitner [illegible].

Handzeichnungen

aus

dem Kreise des höhern politischen

und

gesellschaftlichen Lebens.

Zur Charakteristik der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Erstes Bändchen.

/: nicht mehr erschienen :/

Cöln, bei Peter Hammer.

1811.

(Leipzig, Brockhaus)

Inhalt.

Seite

1 Kanzler Laroche 1

2. Minister Hardenberg 19

3. Die Ohrfeige 28

4 Karl Eugen, Herzog von Wirtemberg . . 53

5 Die Fürsten Panynsky 69

6. Der Bruder als Liebesunterhändler seiner Schwester 86

7 Der Zweikampf zwischen dem Fürsten Karl von Lichtenstein und dem Domherrn von Weichs 93

8. Der Falschmünzer oder Giftmischer . . . 103

9 Die Veteranenhöhle und ihre Vertheidiger 117

Seite

Die vom Ehemann vermiethete Frau . . 127

Der betrogene Werbeoffizier 138

Auch unter guten Regenten können Bösewichter der Strafe entgehen 148

Gräfin Hohenheim 156

Der betrogene Wiener 173

Für Freunde der Phantasie 185

Der preuß. General-Lieutenant von Salomon 198

Emmerich Joseph, Freiherr von Bürresheim, Kurfürst von Mainz 206

Ehestandsgeschichte des Herrn Elliot, Englischen Minister bei Friedrich II. . . 227

Kanzler Laroche.

Bursche! rief Graf Stadion, Großhofmeister und erster Minister des Kurfürsten von Mainz, einem muntern freundlichen Knaben zu, der sich ihm beim Einsteigen in die Kutsche, mit großen neugierigen Augen, schon mehrmals in den Weg gestellt hatte — „Bursche, willst du bei mir bleiben? — schlag ein! deine Miene gefällt mir, ich will für dich sorgen!“

Des Knaben Vater, zur Klasse der Lohnkutscher gehörig, bedachte sich nicht lange. Frank, so hieß der Knabe, ward in das Haus des Ministers gebracht; seine Excellenz tauften

ihn vornehmer, Laroche; gaben ihm Lehrer, und die Universitäten Marburg und Göttingen vollendeten die Bildung des jungen feurigen Adoptivsohns, den der menschenfreundliche Minister nach absolvirten Studentenjahren zu seinem ersten Geheimschreiber machte.

Heureux le fils dont le peré est damné, sagte einst sehr treffend ein witziger mainzer Höfling zu dem Sohne eines eben verstorbenen Ministers. Die Zeitgenossen rühmten zwar manchen edlen Zug vom Grafen Stadion, doch hielten seine Feinde auch scharf über seine Sünden Rechnung, zu welcher hauptsächlich die Sucht, sich auf Kosten des Landes zu bereichern, gezählt ward.

Und wäre dem so — die Wohlthätigkeit dieses Mannes, der Schutz, den er dem Talent und der Wissenschaft zusicherte, mußte uns für die Willkührlichkeit seiner Mittel versöhnen. Und kam denn das Beispiel dieser Be-

reicherungssucht nicht von oben herab? Wer das Kreuz hat, der segne sich, dies schöne geistliche Sprichwort galt nirgend mehr als eben in geistlichen Staaten. Es erhält seine Sanktion vom Regenten selber. Der Glanz, der ihn und seine Familie umstralt — er erhält ihn durch Wahlrecht, er erbt nicht auf die Seinigen fort, er umschwebt sie nur auf kurze Zeit, um bald ein neues Regentenhaupt zu umstralen. Klug also ist es, den glücklichen Zeitpunkt zu benutzen — die fürstliche Familie thut es — warum nicht auch der erste Staatsdiener — eine Ephemere wie sie? —

Nur zu bald erfuhr dies der Graf Stadion. Mit dem Tode des Kurfürsten verlor er seine Stelle, Warthaus in Schwaben, das schönste seiner Güter, ward sein Asyl, wohin sein geliebter Laroche in begleitete.

Sehr natürlich mußte dem jungen feurigen Geheimschreiber der schnelle Wechsel angestrengter Thätigkeit mit müßiger Ruhe sehr bald zur

Last werden. Er sehnte sich nach bestimmten Wirken. Die Begierde, mit Thätigkeit in die Welt, in das Leben einzugreifen, führte ihn in zwei verschiedenen Richtungen auf Abwege. Er ward Schriftsteller — und Liebhaber.

Unter dem Titel: „vertraute Briefe eines Pfarrers über das Mönchswesen,“ vollendete er ein Werk, das äußerst gewagt, ihm Gefahr drohen mußte, auch wenn er wagte selbst damit hervorzutreten, obgleich in Maiz längst keine solche Finsterniß mehr herrschte, wie in andern katholischen Staaten, z. B. in Trier. — Nur Münster und Salzburg stritten in dieser Hinsicht mit Mainz *) um den Vorrang.

*) Ein auffallendes Beispiel, wie viel man selbst dort bei Hofe sagte, war das bonmot, womit ein Domherr einst bei der Cour debütirte. „Der römische Hof hat mich mit einem Heiligen beschenkt, der zwei linke Beine hat, vermuthlich ist's die Reliquie eines Banditen.“

Die Vorsicht Larochens, sein Werk einem Freunde — einen protestantischen Pfarrer, auf den Gütern des kaiserlichköniglichen Gesandten, Grafen von Neuperg, anzuvertrauen, der die Herausgabe veranstaltete, entfernte auf eine Zeitlang das Ungewitter von seinem Haupte.

Doch verderblicher noch, als die Mönche, ward ihm eine Liebe, mit so lockenden Farben und poetischen Zauberklängen sie ihn auch anzog, gleich als wollte sie ihn späterhin nur um so graunvoller in wüste Oede hinausstoßen. Sie lockte ihn in Gestalt der berühmten Sophie Gattermann, der gefeierten Freundin unsers Wieland. Mit der glühendsten Jünglingsbegeisterung huldigte der Dichter Sophiens Reizen — doch auf einer romantischen Schweizerreise, wo er Julie B. gesehen, ist er auch von dieser entbrannt. Im Hochgefühle seltner Liebeseligkeit, erzählt er seiner schweizerischen Huldin von seiner Göttin in Schwaben. Doch wer begreift ein Frauengemüth! — Julie

schreibt dies Sophien. Beide Mädchen schließen ächt heroisch ein Bündniß gegen den Dichter, Sophie beredet ihre Freundin, den Korb auszutheilen, den auch sie für ihn schon bereit halte, und beide verstoßen den Liebhaber, um sich die Freundin zu erhalten.

Par depit amoureux also — was freilich Laroche nicht wußte — gab die zartfühlende Sophie dem Geheimschreiber die Hand; und zwar heimlich, denn Graf Stadion konnte das Kopulieren nicht leiden, und kein Hymen ward in seinen Kunstsammlungen gefunden.

Höchst romantisch war die Situation der Neuvermählten! — Wenn Sophie ihren Mann in Warthaus besuchte, so erschien sie nur unter dem Namen einer entfernten Verwandtin, und Laroche glaubte Elysiums Quellen rauschen zu hören.

Erst nach dem bald hierauf erfolgten Ableben des Grafen, seines Pflegevaters, trat das

Leben in seiner ernsten, immer mehr nachdunkelnden Gestalt vor Laroche, die jugendlich blühenden Phantasien zerronnen vor dem prüfenden Ernste des Mannes, wie späterhin sein kühn aufstrebender Muth an der eisernen Gewalt seines rasch vorschreitenden Schicksals zerschellte.

Denn eben in dem Augenblick, da er als Agent in kurtrierschen Diensten beim Wiener Hofe angestellt, mit seiner Gattin dorthin abreiste, erhob sich lautes Geschrei der Mönche — man zerarbeitete sich, den Verfasser der schon erwähnten Briefe ausfindig zu machen. Es ward in den Herausgeber gedrungen; doch den Freund zu verrathen, war dem biedern Pfarrer unmöglich. Lieber erduldete er die Schmach, brodlos, mit einer Frau und fünf Kindern, in's Elend gestoßen zu werden.

Seine natürlichste Zuflucht war sein Graf und Schutzherr, Graf Neuperg, doch umsonst waren die Bitten und Beschwörungen bei die-

sem; der Graf war zwar selbst nichts weniger als religiös oder gar bigott, und dem Gelüste des Lebens feind. Er spielte, fuhr, ritt, kosete mit den Schönen, wes Glaubenskinder sie auch waren, Katholikinnen, Jüdinnen, Lutheranerinnen, Götzendienern, alle waren ihm willkommen; besonders wenn er ihnen etwa — hinter den Coulissen eines Theaters, begegnen konnte, wie einst im Wiener Hoftheater während des Zwischenaktes, da Se. Excellenz auf einen in der Mitte des Theaters stehenden Lehnsessel hingestreckt, eine kleine niedliche Statistin auf ihren Schooß gezogen hatten, und ein Spaßvogel, die zärtliche Gruppe bemerkend, leise, leise den Vorhang in die Höhe zog, und das leichtfertige Pärchen, von dem Gelächter des ganzen Publikums beschämt, die Augen niederschlagen mußte.

Ungeachtet dieser und ähnlicher Züge eines nur allzufreien Betragens, war eben dieser Herr den Mönchen innig ergeben, und sein

Ohr blieb taub gegen das Flehen eines hülflosen Familienvaters. Laroche jedoch fühlte sich von dem unverdienten Schicksale seines Freundes bis ins innerste Mark erschüttert; aber noch walteten seine bessern Sterne, es gelang ihm für den unschuldig Verfolgten bei einem protestantischen Fürsten eine Pfarre zu erflehen, die dieser, in freudigem Bewußtseyn seines Märtyrerthums, sogleich antrat, nachdem er durch die kindlichen Aeußerungen seiner Liebe und Anhänglichkeit in einem kurzen aber innigen Zusammenseyn, einen Theil der Schatten verjagt hatte, die sich um Larochens Seele immer dichter und dichter zu lagern anfingen.

Denn er vermochte nun nicht mehr gleichgültig darüber wegzusehen, wie die zwar geistreiche aber doch Unheil bringende Zerstreutheit seiner Gattin, sein Hauswesen immer mehr in Verwirrung bringe. Es konnte ihm nicht mehr entgehen, daß Sophiens ganze Aufmerksamkeit noch immer mehr ihrem alten, wenn gleich ver=

schmähten, Liebhaber, Wieland, als dem Gatten gehöre; mehr dem Dichter, der in eben dieser Periode das erste litterarische Unternehmen seiner Freundin unter seine Aegide nahm, und in Gemeinschaft mit dem sinnigen Jacobi, Herausgebers der Iris, ihren zarten Füßen die Adamsschritte auf der schlüpfrigen Bahn erleichterte. Eben so tief fühlte Sophiens Gemahl die Unzartheit, mit welcher seine Gattin in allen ihren Schriften, durch öffentliche Aufführung ihm werther Namen, sich und ihn kompromittirte. Unter vielen andern, die zu seinem äußersten Mißvergnügen in Rosaliens Briefen vorkommen, verletzten ihn ganz besonders die des Grafen Stadion, und der eines Fräuleins, Mariane von Stein, welche letztere gar als Werkzeug einer Contrerevolution dort aufgeführt ist.

Und dann, so vergaß ja die geistreiche Frau, an ihrem Schreibtische, so ganz ihre Kinder — daß es ihr fast unbemerkt blieb, wie der

Vater — aus übellauniger, früherhin aus der Acht gelassenen Politik — seine Töchter katholisch werden ließ — so, daß Pfaffengift nun noch die letzte Lieberegung aus dieser Töchter erkaltetem Herzen gegen eine Mutter erlöschte, der es genug war, diese so oft vor dem Publikum gepriesenen Früchte ihrer Muttersorge auf dem Papiere zu lieben, und eben daselbst von ihnen wieder geliebt zu werden.

In diesem Zeitraume ward Laroche von Wien zuzückberufen, und der Kurfürst von Trier ernannte ihn zu seinem Kanzler. Laroche eröffnete seinen neuen ehrenvollen Posten, dem ersten nach dem Minister, welchen der großherzige Domherr von Hohenfeld bekleidete — mit einer zweckmäßigen Schulreform; überzeugt, daß jede vernünftige Verbesserung nur stufenweise mit den Generationen fortschreiten könne. Ein gleiches hatten die Minister von Groschlag, der Domherr von Hornstein, und der Kanzler Bengler im Chur-

mainzischen übernommen. Plötzlich setzte der Tod des Kurfürsten Emmerich Joseph diese Männer, zu denen der Baron von Stagentesch noch gezählt werden muß, außer Thätigkeit. Im Gefühle ihres würdigen Strebens empfanden sie die Schmach der Zurücksetzung im höchsten Maaße, und übernahmen gemeinschaftlich die Fortsetzung jener unseligen Mönchsbriefe, der Jugendsünde Laroches, die die Furie seines Lebens war, und jetzt wieder in dem glänzendsten Momente seiner Laufbahn, mit schwerlastendem Schritte, vor ihm hintritt.

Bald zeichneten sich die neuen Mönchsbriefe durch einen Umblick, durch eine Schärfe und Bitterkeit aus, die den Eindruck der frühern von neuem hervorbringen mußte. Allein, daß Larochens Feinde, um diesen als den Urheber zu denunziiren, den Augenblick wählten, wo der Kanzler im Thale Ehrenbreitstein dem Kurfürsten ein neues Schloß erbauen ließ, und durch den Baumeister in ein für das Land

zu kostspieliges Werk verwickelt, die Landstände gegen sich empörte, die nun gegen ihn beim Kurfürsten klagten — dies vollendete die schwarze Kabale. Denn bliebe gleich dem Kanzler das Mittel sich zu rechtfertigen, und schritt der Bau, wenn gleich langsam, doch unausgesetzt vorwärts, so war Laroche seinem Fürsten doch nun einmal gleichgültig geworden, und nur dies hatte man abwarten wollen. Jetzt traten die Mönche hervor, legten dem Regenten die Fortsetzung der Briefe vor Augen, und nannten den Kanzler als ihren Verfasser.

So gefühlvoll und liebreich der Sinn dieses Fürsten auch war, so vermochte doch Abbe Beck, der sein Beichtvater war, mehr über ihn, als die eigne Milde des Herzens. Hart freilich schien es ihm, seinen Kanzler verabschieden zu sollen; härter noch, dem treuen, geschickten, ehrwürdigen Rathe, dies selbst ankündigen zu müssen. An demselben Tage, wo

der Kurfürst auf dem Gemäuer des neuen Schlosses, dessen Vollendung Laroche mit der angestrengtesten Thätigkeit zu beeilen strebte, mit dem Kanzler zusammen traf — und die neuen Anlagen lobend auf die schmeichelndste Weise seine volle Zufriedenheit ihm ausdrückte, fand Laroche, als er am Abend in seine Wohnung zurückkehrte, ein eigenhändiges Entlassungsschreiben auf seinem Schreibetische. Sich selber also hatte der milde Regent die Pein ersparen wollen, einen ehrwürdigen Mann ihm gegenüber gekränkt zu sehen; doch das Bild vermochte er zu ertragen, wie es in dem Innern des so tief verletzten, nun schon dem Greisenalter sich nähernden Mannes, in diesem Augenblicke ausgesehen haben mochte? —

Ohne Amt, ohne Vermögen, ohne Aussicht in die Zukunft, trieb Verzweiflung ihn zu seinem Freunde Hohenfeld. „Ruhig!" tröstete ihn der Minister — eilte nach Hofe — und bat um Audienz.

„Ihre Hoheit haben den thätigsten und geschicktesten Mann aus Ihren Diensten verabschiedet, ich werde dadurch außer Stand gesetzt, zu wirken wie vormals, und bitte, ebenfalls um meine Entlassung!“

„Unmöglich!“

„So lassen Ew. Hoheit dem Kanzler seine Stelle!“

„Das geht nicht, er hat die Kirche und die Mönche gelästert.“

„Das ist noch nicht erwiesen.“

„Hinreichend!“

„Geben Sie ihm Zeit, sich zu rechtfertigen.“

„Nicht nöthig!“

„Nun so bin auch ich hier unnütz, und ich bitte Ew. Hoheit nochmals um meinen Abschied.“

Der Fürst sträubte sich lange, bat, befahl — allein Hohenfeld war fest, kehrte in seine Wohnung zurück, ließ packen, drang in den Kanzler, das nämliche zu thun, und so fuhr er mit der Familie nach Speier, wo er ihr sein eigenes Haus zum bewohnen abtrat. Von dort, sich noch einmal beim Landesherrn für sie verwendend, gelang es ihm, seinen Freunden eine Pension auszuwirken.

So war denn von außen die Ruhe wieder hergestellt. Doch Larochens Wesen war gebrochen, in dumpfer Resignation sah er einen Tag nach dem andern an sich vorübergehen. Hohenfeld, ein Mann von edlem Herzen und jugendlich an Gefühlen — nicht, wie viele Domherren, seine Zeit im Weinkeller — oder an Pferden sein Geld verschleudernd — mit lebendigem Sinne für jede Blüthe der Kunst und Geistesschönheit, war nicht gemacht, im Umgange mit seinem starr vor sich hinbrütenden Freunde, für jedes andre Glück des Lebens

Schadloshaltung zu finden. Seine Stimmung theilte die geistreiche Gattin, und erwünscht war beiden der nächste Vorwand, gemeinschaftlich eine Reise nach England zu machen.

Allzu unbekümmert vielleicht überließ die vielseitig angeregte Frau ihrem Hausgesinde die Pflege des kränkelnden Gatten, und ihren Töchtern — diesen so hoch von ihr gepriesnen empfindsamen Seelen, die Sorge für seine Unterhaltung. Sie ahndete aber wohl nicht, daß diese Unterhaltung darin bestehen würde, dem alten kummergebeugten Vater — zuerst den hochherzigen Domherrn — dann die eigne Mutter verdächtig zu machen. Es mißlang den Entarteten! Biedre Freunde der Familie, Petersen in Sparburg und Jung in Marburg, waren kühn genug, sie laut der Lüge, des Undanks, der Verleumdung zu zeihen. In sich gekehrt und still ließ der Greis auch diese Gewitterschwüle an sich vor-

überziehen. Ruhig empfing er die an der Seite des Domherrn zurückkehrende Gattin; mit beiden von nun an in Offenbach lebend, wo er sich Sophiens freundliche Bemühungen um seine letzten Tage in sanftem Hingeben gefallen ließ, mit gläubigem Vertrauen der schönen Heimath zugewendet, wo jede Täuschung schwindet — und dem Reinen nur Reine sich zugesellen werden.

Minister Hardenberg.

Es gab ein Land in Deutschland, worin alles verkehrt ging, denn der Landesherr hatte in sechsunddreißig Jahren seine deutschen Besitzthümer nicht gesehen. Schon Friedrich der Große gab diesem Lande den Namen ritterliches Eldorado. „Gleich wie im allerheiligsten römischen Reiche,“ pflegte er zu sagen, „Neun Kurfürsten, so walten hier Neun geheimde Räthe, welche eben so wild und gesetzlos darin umherspuken, als Jene in ihren Reichen.“

Und wirklich schalteten und walteten diese Herren, als ob es gar keines weitern Regenten bedürfte. Dem abwesenden Fürsten, der

in einer glänzenden Residenz des Auslandes das Mark seiner Unterthanen verpraßte, verspürte aber doch je zuweilen Verlangen, von seinen Staaten etwas zu erfahren; das Land war also gehalten, von Zeit zu Zeit einen außerordentlichen Gesandten an ihn abgehen zu lassen, von dem er sich dann ganz gemächlich erzählen ließ, was im lieben deutschen Vaterlande so etwa vorging. Dieser außerordentliche Gesandte war, wie sich von selbst versteht, aus der Mitte der übrigen Räthe, und sagte seinem Herrn, was man ihm zu sagen eben für gut fand. Ja, bei gewisser Gelegenheit soll ein solcher Gesandte den ausdrücklichen fürstlichen Befehl mit gebracht haben, daß bei Strafe halbjährigen Festungsarrestes, kein Unterthan sich einfallen lassen möchte, wegen eines richterlichen Ausspruchs der Behörden, an den abwesenden Landesvater besonders zu appelliren.

In diesem vortrefflich organisirten Staate ragte unter den ersten — durch den frevel-

haftesten Nepotismus herrschenden Familien — das Haus Hardenberg empor. Nicht durch reiche Besitzthümer überstralte diese Familie die meisten der übrigen. Es war eben von Reichthum in der bis auf achtzig Mitgliedern sich verzweigenden Sippschaft durchaus nicht die Rede. — Die Branche des Feldmarschalls Hanns von Hardenberg war die einzige, welche sich einiger Wohlhabenheit rühmen durfte.

Ein Sohn dieses Hauses schien durch seine Talente sowohl, als durch die Vorzüge einer tadellosen Gestalt, der Familie neuen Glanz zu verkünden — — — die reizendste Gemahlin von gräflichem Geschlechte sein Glück zu vollenden. An ihrer Seite war es ihm geglückt, jede Staffel der Ehre zu ersteigen. Erst Geheimderath, dann Minister, blieb kein Ziel seinen Wünschen übrig, als er bei nächst vorkommender Gelegenheit zu einer außerordentlichen Gesandtschaft an den abwesenden Fürsten erwählt ward.

Von stralender Pracht umgeben, an der Seite der reizenden Gemahlin, erschien der Minister in der fremden prunkvollen Hauptstadt, und die Augen seiner wunderlieblichen Fee sprachen beim ersten Eintritte in die Zirkel des Hofes nicht weniger nachdrucksvoll, als der kunstreich diplomatische Vortrag ihres Gemahls in stundenlangen Audienzen.

Doch plötzlich an einem Ballabende, im Hotel des spanischen Gesandten, ward Herrn von Hardenberg, als fühle er etwas vor seiner Stirne brennen. Der fremde königliche Prinz und die Gesandtin, sie hatten sich schnell aus den Sälen verloren. — Der Minister eilt hinaus, hofft seine Gemahlin in ihrem Hotel zu finden, doch die Domestiken versichern, ihre Gebieterin sey noch nicht zurück.

Sogleich wirft er sich von neuem in den Wagen. Seine Ahndungen leiten ihn sicher,

er befiehlt, vor dem Palais des Prinzen von * * * zu fahren. Die Mienen der Bedienten, als er dort anlagt, bestärken seinen Argwohn; er verlangt die königliche Hoheit zu sprechen, erreicht den Kammerdiener, und dieser öffnet — nach langem verdächtigen Weigern, ein Gemach, wo seine königliche Hoheit eben aufs angelegentlichste beschäftigt sind, dem Haupte des Gesandten die verhaßteste Krone aufzusetzen. Den Degen ziehen, auf den Beleidiger seiner Ehre eindringen, die schöne Sünderin mit krampfhafter Wuth aus seinen Armen reißen, mit gebietrischer Stimme Genugthuung fordern, die der Prinz — vermuthlich weil er ein Kronprinz ist — verweigert — unter den gräßlichsten Verwünschungen seine Gemahlin in den Wagen schleudern, war das Werk eines Augenblicks.

Die Nacht geht schlaflos vorüber, doch am andern Morgen eilt Hardenberg zu seinem Fürsten — der schwach ist, aber nicht fühllos —

er will der erste seyn, der ihm das Abentheuer hinterbringt und sich anklagt.

Mit gerunzelter Stirn spricht der Fürst:

„Sie haben mir als Freund Ihren Unfall erzählt, als Freund muß ich Ihnen rathen, Ihre Stelle niederzulegen und sich zu entfernen. Sobald der Landesherr die Sache erfährt, so muß er Ihrer Person sich bemächtigen. Die Gesetze erklären den Prinz für unverletzlich. Ich kann nichts, als Sie beklagen.“

Hardenberg ist erstarrt, er macht eine Verbeugung, eilt nach Hause, schreibt um seinen Abschied, erhält ihn und kehrt voll Wuth und Trauer nach Deutschland zurück. Hier trennt er sich förmlich von seiner verbrecherischen Gemahlin. Sein Vermögen ist durch den Verlust der mit ihr erheiratheten Güter zerrüttet, wie sein Gemüth; er verläßt sein verhaßtes Vaterland; Geldmangel nöthigt ihn, fremde

Dienste zu suchen. Schwere Aufgabe für einen gewesenen Minister! — Doch Hardenbergs Persönlichkeit, seine Talente, seine Konexion — die seiner Familie — verschaffen ihm die Protection des Herzogs von Braunschweig. Der Herzog hat Mittel, ihn in das preußische Kabinet einzuführen. Gleich nach seiner Anstellung werden die Fürstenthümer Anspach und Baireuth seiner Administration übergeben.

Es ist bekannt, daß Herr von Hardenberg über diese Provinzen mit Vatersorge gewacht, Fabrikfleiß, Landökonomie, und jede Art von Industrie, in ihnen zu einer auffallenden Höhe getrieben hat, und seiner eignen Erklärung gemäß, in diesen Beschäftigungen den einzig tröstlichen Ersatz, für den Untergang alles häuslichen Glücks, für den Verlust einer, wenn gleich strafwürdigen, doch noch immer geliebten Gemahlin, zu finden, sich rühmte. Ihm diese Staaten entreißen, oder sie zu trennen, hieß

seine Puppe zerbrechen. Niemand zweifelt, daß die von Frankreich neu getroffene Zerstückelung dieser Provinzen, ein Grund, des tief und immer tiefer sich einwurzelnden, für Preußen so verhängnißvoll werdenden Hasses Hardenbergs gegen das französische Gouvernement gewesen ist.

Wenn dieser Minister aber, scheinbar inkonsequent — eine gleiche Bitterkeit gegen England, wie gegen Frankreich, in sich nährte — und diese besonders bei der Besitznahme von Hannover, und späterhin durch seine Annäherung an Rußland, an den Tag legte — so möchte nach höchst einfachen Conjekturen, der Grund seines Brittenhasses wohl in jener — unglücklichen Ballnacht zu suchen, und die königliche Hoheit leicht zu errathen seyn, welche in einer schnell vorüberrauschenden Schäferstunde — Preußen einen Minister — Frankreich ein Spielzeug — und sich selber eine Furie erschuf, die nur ihrer eignen Rachbegierde

fröhnend, aus Millionen Wunden den Balsam tröpfeln ließ, der eine Einzige zu heilen bestimmt war. —

Tacitus fordert, daß der Geschichtschreiber keine Verwandten, keine Religion, kein Vaterland habe. Der Nachtheil, der aus Partheilichkeit des Geschichtschreibers entspringt — trifft vielleicht die Nachwelt — doch der Privathaß eines Ministers! — Er ist der Zerstörer dessen, was da ist — Millionen seiner Zeitgenossen stehen händeringend an den Trümmern ihres Glücks — und klagen ihn an, als ihren Verderber! —

Die Ohrfeige.

Eine Ohrfeige bewirkte, daß Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg, zur reformirten Religion überging. Eine Ohrfeige, daß der Herzog von Pfalz Neuburg katholisch wurde.

Eine Ohrfeige, die Gustav Adolph dem jungen Herzoge, Franz von Lauenburg, in den Zimmern der Königin Mutter gab, hat zu noch größern Folgerungen Anlaß gegeben. Franz von Lauenburg verließ, nach der erhaltenen Beschimpfung, Schweden, ging in österreichische Dienste, und kehrte, als Gustav Adolph 1630 nach Deutschland kam — scheinbar versöhnt zu seinem Könige zurück. Vergebens

warnten Oxenstierna und die Generale den arglosen König vor der Tücke des Lauenburgers. — Der Herzog war sein Begleiter in der Schlacht bei Lützen — unmittelbar nach dem Tode des Königs in österreichische Dienste zurückkehrend, und niemand kann sagen, wessen Mordgewehr die Kugel enteilte, die die tapferste Brust zerschmettert hat. Der Geschichtschreiber darf hier nur andeuten, und wer wagte an seiner Statt zu behaupten? —

Doch warum sollte auch eine Ohrfeige weniger folgereich seyn dürfen als ein paar Handschuh? — Nach Voltaire waren sie es 1714, welche die Gestalt von Europa umwälzten, einen großen Feldherrn in den Ruhestand versetzten, und den Utrechter Frieden herbeiführten.

So weltgebietend war nun freilich die Ohrfeige nicht, welche einst im fürstlichen Redoutensaale zu Meiningen die Herzogin Mutter austheilte; aber sie brachte doch den Duo-

dezhof eines kleinen Despoten in Aufruhr und störte einen lustigen Maskenabend, von dem Erzähler dieses, in höchst eigner Person, mit — langer Nase wieder nach Hause gehen mußte.

Ein schlankgewachsenes, vollbusigtes, liebeglühendes Mädchen hatte in Leipzig einem Jünglinge ewige Treue geschworen, und der Jüngling hatte mit pochendem Herzen, im seligsten Wahnsinne, den Schwur nachgestammelt; aber es ging ihm wie dem Schäfer in dem bekannten artigen Liede:

J'avois juré à ma maitresse
de l'adorer jusqu'au tombeau,
et sur la feuille d'un jeune ormeau
j'avois écrit la promesse;
mais par malheur, il vint un vent
adieu la feuille et les sermens.

Nun stand die verlaßne Ariadne allein, rang die Hände, jammerte, rief den Tod an, und beschloß kurz und gut, wie Sappho, zu sterben.

Doch da war kein leukadischer Felsen, keine Meerflut! „Hab' ich nicht einen Arm! hängen nicht da meines Vaters Pistolen, rief sie im taumelnden sinnverwirrenden Wahne, setzte die blinkende Waffe an die Stirn. Der Schuß ging aufwärts. Nur die Haut war gestreift — ihr Leben gerettet. Doch eine Narbe blieb, und nur ihr heruntergekämmtes, in braunen Wellen die kleine schneeweiße Stirn umkräuselndes, Lockenhaar konnte sie einigermaßen verbergen.

Ganz Leipzig war voll von diesem Vorfalle; das Mädchen erhielt durch einen einzigen heroischen Akt, eine Celebrität — die zehn Bände Tragödien ihr nicht hätten geben können.

Auch zu den Ohren des Herzogs von Meiningen, den eine Spazierreise nach Leipzig führt, dringt die Erzählung. Es war gerade in der Periode, wo die Sagen der Vorzeit, wo Götz von Berlichingen in den Köpfen der Deutschen spukten, und die Sehnsucht nach

einer Zeit auflodern ließen, wo Liebe und Ritterthum Hand in Hand gingen, und Waffenklang und holde Minne, eine Musik des Lebens ausmachten. Der Herzog von Meiningen und einige seiner fürstlichen Nachbarn, thaten sich besonders durch Nachahmung alter Sitten und Gebräuche hervor. Man gab sich altdeutsche Namen, man opferte den Wodan, gab Rittertourniere, an denen holde Jungfrauen die Siegenden krönten, sogar einen Hofnarren oder witzigen Rath hielt sich die Durchlaucht von Meiningen, mit dem er auf dem vertrautesten Fuße lebte, während seine an altfranzösische Hofetiquette gewohnte hochfürstliche Mutter — begabt mit dem aufgeklärtesten Verstande — nur selten des Zuspruchs ihres Sohnes sich rühmen konnte. Sogar die in heiliger Taufe von den hohen Eltern empfangenen Namen hatte der Herzog abgelegt, und seine Vertrauten mußten ihn bald Wittekind, bald Hengst, bald Horst oder Bruno anreden.

Das Leipziger Mädchen, mit der Narbe zwischen den großen, blauen, unschuldigen Augen, war kaum unserm Herzoge bei seiner Ankunft genannt, als er sogleich nach ihrer Wohnung fragte, und keine Minute bis zu ihrem Anblick versäumte. Sie sehen und lieben — war eins. Auch sie war von dem stürmischen Andringen des schönen Mannes bald überredet — ihre Trauer hinter sich zu werfen — der Ungetreue war vergessen, der quaalvollste Schmerz mußte unaussprechlicher Liebeseligkeit weichen — und wer kann das tadeln? —

— „Bertha! Bertha!“ rief der glückliche Fürst im Taumel ungeahndeter Wonne! „Einzig Geliebte! willst Du mir folgen?“ —

— „Wohin Du mich führst, mein Geliebter!“

— „Fort, fort aus diesen Mauern, die Dir so verhaßt seyn müssen.“

— „An Deiner Hand wäre die dunkelste Oede mir Götteraufenthalt.“

— „Nicht dunkle Oede, ein reizendes Jagdschloß soll Dein Aufenthalt seyn. Dein Bruno wird Dich dahin führen.“

— „O Bruno! Bruno! Wie soll ich ihn fassen, den Wechsel von Quaalen und Freuden!“

— „Einzige! Bei Thuiskons und Herthas Andenken schwöre ich — nur Freude und Wonne soll auf Deinen Wegen lauschen. Ehe zerschmettere mich Wodans Donner, ehe ich Dich verlasse! unerschütterlich, wie unsre Eichen, ist mein Gefühl für Dich. Du bist zwar keine Fürstentochter, aber Du hast ihr Gemüth — an Deiner Seite werde ich ruhig den Walkyren trotzen.“

Doch Thuiskon und Hertha, bey deren Andenken die von süßen Wahnsinn Berauschten sich ewige Treue schwuren, sahen nicht lächelnd auf sie herab; der Herzog war vermählt, und Hertha segnet nur Gattenliebe.

Der Herzog klingelte, und da Niemand hörte, rief er mit donnernder Stimme:

— „Ottokar!“

Der Kammerdiener, welcher diesen Namen hatte annehmen müssen, erschien.

— „Was befehlen Ihro Durchlaucht?“

— „Die Pferde! Nach Wasingen, auf mein Lustschloß!“

— „Nicht nach der Residenz, zu den durchlauchtigsten Fürstinnen?“

— „Thu was ich dir befehle! Schnecke — du säumst! Hurtig! Mache daß wir fortkommen!“

Im leichten Wagen, von vier schnellfüßigen Isabellen gezogen, rollten die Liebenden durch das herrliche Frankenland. Das Jagdschloß, welches der Herzog seiner neuen Geliebten bestimmte, war, wenn gleich auf das reizendste angelegt, doch noch nicht völlig eingerichtet; der Fürst beschloß also, die dazu noch gehörigen

sechs oder acht Wochen mit dem süßen Geschäfte auszufüllen, seiner theuern Bertha — jedes romantische Plätzchen seines Gebiets zu zeigen. Bald zu Fuß, bald zu Roß oder Wagen wallfahrtete das schöne Paar — von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf fast abentheuerlich einher. Bertha oft in Mannskleidern, die der Herzog an dem schlanken Mädchen mit großem Wohlgefallen sah, wie überhaupt jedes, was vom Gewöhnlichen abstach.

Mit jeder Minute entfaltete die holde Bertha neue Reize eines kindlichen noch unverdorbenen Gemüths, und der Herzog fühlte sich an ihrer Seite mit Entzücken in die heiligere oft geträumte Heimathswelt seiner Knabenträume versetzt. Oft wenn sie so neben einander durch das Dunkel der Wälder ritten, und vom Gebirge herab in sanftumkränzte Thäler gelangten, rührte ihn Berthas süßes Gespräch, ihre fromme Freude über die, in unendlicher Zier vor ihnen sich ausbreitende Gegend, bis zu

Thränen. Es war gerade in den Tagen, wo der Frühling wie ein königlicher Jüngling auf den grünen Matten ruht, in süßer Trunkenheit sein ewig rastloses Drängen an Blüthen, Knospen und Halmen einhält, gleich als wolle er nur einen Augenblick Zeit gewinnen, in holdem Anschaun seiner selbst zu verweilen.

Noch immer zu früh kam den Umherstreifenden die Nachricht, daß in Wasingen zu ihrem Empfange nun Alles bereit sey. Trumphirend führte der Herzog seine Geliebte durch die blanken Gitterthore wie einen lieblichen fremden Vogel in seinen schön geschmückten Käfig — um nun eilig zu seiner Gemahlin und Mutter zurückzukehren, von denen er erwarten konnte, daß sie ihn über seine lange Abwesenheit gar scharf und ausführlich vernehmen würden.

Das poetische Leben hatte nun für eine Weile wieder einmal ein Ende. Die Räthe kamen ernsthaftem Gesichts — mit Kammer-

und Kriminalberichten, mit Rechnungen und Klagen — ihrem Regenten den Kopf warm zu machen. Außerdem aber ärgerten ihn die höhnenden Seitenblicke der Kammerfräulein, die neugierigen Mienen der Hofschranzen — und vor allen die ernsthaft spähenden Augen seiner Gemahlin und Mutter. Wirklich konnte ihnen der Herzog oft selbst mit der geschicktesten Wendung nicht ausweichen. Wirklich stand er oft in knabenhafter Verlegenheit im Angesichte des ganzen Hofes, wenn besonders die Herzogin Mutter ihn durch eine Reihe von Fragen über die Städte und Dörfer, welche er auf seiner Irrfahrt berührt habe, absichtlich zu verwirren suchte. Wie mochte auch wohl ein fürstliches Abentheuer verschwiegen — in einer kleinen Residenz unausgespäht bleiben? — Längst war der ganze Hof von jedem Nebenumstande unterrichtet. Und Bertha in Wasingen hatte gewiß nicht einen Blumenscherben vor ihrem Fenster, von dem die fürstlichen Frauen nicht Kunde erhalten hätten.

Doch so lange es nur zu keiner direkten Erklärung über sein Geheimniß kam, so war der Herzog zufrieden — und gern ließ er sich die Verweise durch Mienen von Seiten der Mutter — die Klagen, durch feucht zum Himmel aufblickende Augen, von Seiten der Gemahlin gefallen, wenn er nur unter dem Vorwande der Jagdliebhaberei, sein Liebchen — das jedesmal, als ein netter Jägerbursche verkleidet, ihm entgegengeritten kam, wöchentlich einmal besuchen, und wenn auch nur wenige Stunden — an ihren süßen Küssen sich laben konnte.

Doch damit war die zärtliche Bertha nicht zufrieden. Der Herzog hatte sie verwöhnt. Sie bestand darauf, es nicht länger hier in Wasingen allein aushalten zu können, er dürfe sie entweder nicht wieder verlassen, oder müsse sie mit sich nach Meiningen nehmen.

„Gedulde Dich," tröstete der Herzog sein Mädchen, als er zu Ende des Herbstes einst mehrere Tage auf dem Jagdschlosse bei der Ge-

liebten verweilte, „nur noch wenige Wochen. Das Jahr geht zu Ende. Wenige Wochen noch, und wir haben in der Hauptstadt Redouten. Dann kannst Du getrost selbst in der Residenz erscheinen. In der fremden fantastischen Tracht läßt Du Dich in die Stadt fahren — unerkannt trittst Du in den Ballsaal — ungehindert dürfen wir mit einander sprechen. — Wir stehlen uns fort — ich nehme Dich mit auf meine Zimmer, und während mein ganzer Hof, gewöhnt den Fürsten an Maskeraden, wie Chamäleon, in hundert verschiedenen Gestalten zu sehen, mich unter den Tanzenden vermuthet, feiern wir eine selige Nacht, und noch vor Anbruch des Tages bist Du schon wieder auf dem Wege nach Wasingen.

— „Das klingt wohl alles recht schön,“ sagte Bertha, „ist dann doch aber nur immer ein Tag — und ich bleibe einsam. Nein, Geliebter, laß uns auf Mittel denken, mich ganz in deine Nähe zu ziehn.“

— „Mir fällt etwas ein, Mädchen. Du trägst ja ohnehin fast immer Männertracht, Bertha! So einzig kleidet sie Dich! Gieb Dich in Meiningen für einen Mann aus. Komm so an den Hof. Bei Gott! ich weiß kein anderer Mittel, uns zu vereinigen, meine Mutter, meine Gemahlin zu täuschen, dem elenden Geklatsch des Hofgesindes ein Ende zu machen."

— „Mein Gott, wird das gehen?" —

— „Warum nicht, Du bist der Baron — Stoll, kommst von Schleußingen, und verlangst bei Hofe vorgestellt zu werden."

— „Aber, meine Gestalt, meine Stimme, das allein wird mein Geschlecht verrathen."

— „Du erscheinst in Jagduniform, hast Stiefeln und Sporen, und läßt Dir hohe Absätze machen."

— „Und wenn man nach meiner Familie frägt?"

— „Deine Eltern sind in frühster Kindheit gestorben, Du bist bei Deinem Vormunde ohnweit Meißen erzogen.“

— „Aber der Hofmarschall — durch ihn muß ich ja gemeldet werden, ich weiß durchaus nichts von Hofetiquette, wie werde ich vor diesem bestehen?

— „Auch das ist Kleinigkeit. Du reitest morgen Abend in die Stadt, trittst in dem Gasthofe ohnweit des Schlosses ab, schickst am folgenden Morgen zum Herrn von Ziesar, und meldest ihm, Du seyst angekommen und wünschest den Fürsten zu sprechen, dessen persönliche Bekanntschaft Du ohnlängst in Leipzig gemacht habest. Dieser giebt mir sogleich Nachricht, ich befehle, Dir meinen Hofwagen zu schicken, Dich zur Tafel einzuladen. Noch vorher erwähne ich Dich bei den Fürstinnen, nenne Dich meinen Freund, meinen Waffengefährten. Du giebst, wenn man zur Tafel geht, meiner Gemahlin den Arm, sprichst von Leipzig, von

Studenten, Theater, das übrige überlaß mir getrost. — Noch Eins! Nimm Dich vor meiner Mutter in Acht, die hat Verstand wie der Teufel."

— „Heiliger Gott!" seufzte Bertha, „Du machst mich schon im Voraus zagen — ich bleibe lieber zurück.

— „Nein, das durchaus nicht," sprach der Herzog und schloß sie in seine Arme. „Aber weißt Du was wir thun, Liebe? wir warten bis zum nächsten Hoffeste, dem Geburtstage meiner Mutter, der in zwei Monaten eintrifft, und, wie gewöhnlich, mit dem ersten Maskenballe gefeiert wird. Bis dahin haben wir Zeit, die nöthigen Anstalten zu treffen — und, nicht wahr? das glänzendste Fest belohnt meine Bertha für den Zwang weniger Stunden! — Schlag ein, Bertha! dabei muß es bleiben. Jetzt muß ich fort. Heute gilts vorsichtig seyn."

Wie immer mit heißen Küssen und Thränen riß Bertha auch heut von dem Herzoge sich los, doch trocknete sie die Augen bald wieder, und holdes Lächeln umzog den schönen Mund, wenn sie der Scene gedachte, die ihr bevorstand.

Zu rechter Zeit hatte der Herzog einen Vertrauten mit den nöthigen Kleidern für Bertha nach Wasingen geschickt, worunter auch ein prachtvoller Redoutenanzug sich befand, an dem sich vorläufig die schönen Mädchenaugen des Pseudobarons recht satt sehen sollten. Denn nichts geringeres sollte seine Geliebte auf dem Maskenballe vorstellen, als die Göttin Freia selber, während der Herzog den Wodan sich vorbehielt — wobei er des doppelten Spiels sich erfreuen wollte, seinen Hof durch zwiefaches Blendwerk zu foppen. Dann erst sollten die arglosen Fürstinnen die Beischläferin des Regenten an der Tafel neben sich dulden müssen, und dann späterhin auch auf der Redoute, in der den Herzog begleiten-

den Maske, den nämlichen Baron Stoll treuherzig wieder begrüßen, dem Mittags der Platz an ihrer Seite vergönnt war. Doch der Fürst ahndete nicht, daß die fürstlichen Frauen, in gerechtem Zorne, den Herzog in seine eigne Falle lockten, und ihm die Schmach zu vergelten gesonnen waren, die er ihnen selber zuzudenken sich erfrecht hatte.

Der merkwürdige Tag war erschienen. Sorgfältig genug hatte Baron Stoll seine Toilette gemacht; die schöngeschwungnen Augenbraunen dunkler gefärbt; Wangen und Kinn mit entstellendem Braun geschwärzt. Auch die Narbe that ihre Dienste. Doch nicht ohne Herzklopfen stieg das arme Mädchen in den Wagen, so sehr sie auch den Rath ihres Geliebten befolgt hatte, ja vorher nicht des Rheinweins zu schonen, den er ihr eigends zu diesem Zwecke übersendet habe.

Der Hofmarschall, als der Fremde ihm gemeldet wurde, lächelte verstohlen, doch wohl

auf seiner Hut, hielt er seine Zunge im Zaum, und eilte, den Neuangekommnen bei dem Herzoge einzuführen. Der Fürst, der jetzt zum erstenmale in Staatskleidern mit hofmäßigem Anstande, den großen Federhut unter dem Arme, vor Bertha da stand, hätte die Zagende vielleicht am allerersten außer Fassung gebracht, doch die Flügelthüren rauschten, beide Fürstinnen in vollem Glanze traten hervor. Bertha ermannte sich. An der Hand des Herzogs, der sie dem versammelten Hofe als einen jungen Mann von Verdiensten präsentirte, beugte sie sich tief zur Erde, mit fester Stimme einige wohlgesetzte Worte sagend — die sie wahrscheinlich auswendig gelernt hatte. Die Fürstin Mutter sahe ihr lange und ernst ins Gesicht, dann trat sie zu ihrem Sohne, während der zitternde Baron der Gemahlin des Herzogs den Arm reichte, und auf dem Wege zur Tafel keine andere Besorgniß hegte, als die Furcht, daß das Beben seines Arms ihn der Fürstin verrathen möchte.

Die Unterhaltung bei Tafel war so eingerichtet, wie der Fürst es gewollt hatte, und alles lief glücklich ab.

Kaum war der Hof nach aufgehobnem Mahle auseinandergegangen, als die Herzogin Mutter den Hofmarschall auf ihr Zimmer rufen ließ, unter vier Augen lange mit ihm sich besprechend, während der Herzog bei seiner Geliebten im Gasthofe war, sich des Gelingens seiner Ungebühr eben so ausgelassen erfreuend, als Bertha, von dunklen Ahndungen ergriffen, die Größe ihres Wagestücks bereute, und sich der tiefsten Niedergeschlagenheit nicht erwehren konnte. Vergebens tändelte der Herzog an den schönen Körper herum, sie duldete still, daß er ihr die Stiefeln auszog, dann den Rock und die Weste, wobei er sie auf das dringendste bat, das neue prachtvolle Maskenkleid doch nur wenigstens anzuversuchen. Sie that, was er begehrte, doch ohne sich enthalten zu können, ihren

Geliebten über das Gefahrvolle ihrer Lage die beweglichsten Vorwürfe zu machen, die der Herzog, trunken vom Anschaun ihrer Lieblichkeit, mit dem regsten Muthwillen verlachte.

In der Stadt war es indeß außerordentlich lebhaft geworden, und eine außerordentliche Menge von Fremden füllten Gasthöfe und Straßen, sämmtlich von der Redoute nach der Residenz gelockt. Auch Referent stand mit einer Gesellschaft von vier Personen, im Gasthofe zum schwarzen Bären, und wartete ungeduldig auf Masken und Handschuhe.

Der Wirth erzählte uns, daß er, um dies Requisit herbeizuschaffen, gezwungen sey, zur Gemahlin des Oberstallmeisters von *** zu schicken, welche sich die Lieferung zugeeignet habe. Nicht lange hernach erschien ein feines Mädchen und brachte Dominos, Handschuhe, Federhüte und jedes gewöhnliche Ballerforderniß — zu unmäßigen Preisen. Man wollte

wollte handeln; aber das schöne Kind behaup- tete, ihre Herrschaft habe bestimmte Preise. Was war zu thun? — Ihro Gnaden hatten das Monopol, und wir mußten bezahlen.

Endlich zogen wir beschuht, masquirt und völlig geschmückt nach dem Ballsaale, der heut, wie man uns sagte, durch die glänzendste und pomphafteste aller Erscheinungen, durch Wodan und Freia selber, verherrlichet werden würde. Die Rolle des Gottes habe der Herzog selbst übernommen, die der Freia ein wunderschöner fremder Baron, auf den die Damen in unsrer Gesellschaft vorzüglich neugierig waren.

Die Versammlung ward reich und glän- zend, doch säumte der Hof zu erscheinen. Lange trieb man sich erwartend herum, bis W o d a n und F r e i a ankamen. Doch da die Tänze nicht eher zu beginnen pflegen, bis der ganze Hof versammelt ist, so lang- weilten sich auch jetzt noch die Masken und

suchten ihre Ungeduld durch Chocolade und Punsch zu übertäuben, sich mit Ungebühr um die Schenktische drängend. Plötzlich hörte man in der Mitte des Saals eine zarte Weiberstimme laut aufschreien. Freia lag zu Boden; eine gewaltige Ohrfeige, die aus einem dicht verhüllenden schwarzen Domino hervor ein blendend weißer mit kostbaren Armspangen verzierter Weiberarm dem Pseudobaron versetzt hatte, brachte den ganzen Saal in Aufruhr. Die Musik verstummte. Der Schenktisch ward leer. Die Masken liefen durch einander. Wodan verschwand. Der übrige Hof ließ keine Spur von sich sehen. Immer leerer wurden die Säle, kaum noch ein Dutzend Masken irrten umher, da kam der Hofmarschall mit noch einigen Kavalieren und errichteten — die noch Anwesenden zu entschädigen — eine Pharao-Bank.

Die Herren sprachen von einer den hohen Herrschaften plötzlich zugestoßenen Unpäßlich-

keit — suchten uns eine Lüge aufzuheften und zugleich unsre Börsen zu leeren. Aber nicht unbekannt mit den Künsten des Komus und der Fortuna bemühten wir uns, unsre Reise und Ballkosten von ihnen wieder zu erhalten — und um vier Uhr morgens empfohlen wir uns den sich hinter den Ohren kratzenden Hofschranzen, und fuhren aus einer Residenz, wo uns abwechselnd Spaß, Aerger, und zuletzt noch volle Geldbeutel zu Theil geworden waren.

Unterwegens brachten die Damen aus unserer Gesellschaft die Historia: wie der schönste Hof- und Maskenball zu Grunde gerichtet ward — in eine Ballade, die sie Bruno und Bertha betitelten; und dies Gedicht belehrte uns, wie es weiblicher Neugier auch hier gelungen war, was uns Männern zu erforschen leicht nicht möglich gewesen wäre, nämlich: die — eben erzählte Geschichte: —

Das herzogliche Abentheuer mit einem leipziger Mädchen, und die energische Art, womit eine edle Fürstin die Verhöhnung rächte, mit der ihr Sohn den Versuch wagte, seine schöne Buhle in die Zirkel des Hofes einzuführen.

Karl Eugen,

Herzog von Wirtemberg.

Karl Eugen, der älteste von drei Brüdern, die alle drei in einem Zeitraume von sechzig Jahren dies Fürstenthum beherrschten, war ein durch seine Fehler wie durch seine Tugenden gleich ausgezeichneter Mensch. Bald Soldat, bald Schullehrer, bald Künstler, bald Regent, bald Landesvater, bald Despot, machte ihn besonders seine Zudringlichkeit gegen die Frauen seines Hofes zum Schreckbild aller Väter und Ehemänner.

Ueber hundert und zwanzig Kinder, die er allein mit gemeinen Dirnen erzeugte, drückten das Land; doch gern würde dies mancher

seiner Minister und Räthe ruhig mit angesehen haben, wenn er nur ihre eignen Gattinnen und Töchter in Ruhe gelassen hätte.

Einer der ehrwürdigsten und biedersten aus der Zahl dieser Männer war der geheime Rath von Volkstädt, schon fast seit einem halben Jahrhundert hindurch in Diensten des fürstlichen Hauses. — Zu seinem Unglücke ward diesem trefflichen Manne noch in späten Jahren, nach langer kinderloser Ehe, von seiner Gattin eine Tochter geboren, die bald zur blendendsten Schönheit heranwuchs.

Julie von Volkstädt war lebhaft, eitel, sinnlich, von den über so späten Ehesegen hocherfreuten Eltern verzogen. Fürst Karl sah sie, entbrannte, ließ sie gewaltsam entführen und auf ein nahgelegenes Jagdschloß bringen. Er war Fürst, jung, wohlgebaut, sprach viel und gut — das Fräulein schwach. Sie fiel, und nach einer kurzen Verborgenheit, während welcher die Eltern sich über das Ver-

schwinden ihres einzigen Kindes der trostlosen Verzweiflung überließen, mußte Herr von Volkstädt die noch zermalmendere Schmach erleben, seine Tochter als Maitresse des Fürsten wieder auftreten zu sehen. Ohne Scheu zeigte sie sich dem Hofe in der Farbe ihres Verführers — hellblauseidne Schuhe war das Abzeichen der fürstlichen Maitressen am wirtembergischen Hofe. Geblendet von dem Schimmer, der sie umgab, übertäubt von dem Geräusche des Hoflebens schien es sogar gleichgültig von Julien mit angesehen zu werden, daß ihr grauer Vater den Fürsten um seine Entlassung bat, und kummergebeugt auf seine Güter eilte, wohin auch seine Gemahlin ihm folgte, um nur nicht Zeuge von Juliens Schande zu seyn.

Der Wankelmuth des Fürsten wurde indeß frühzeitig genug des Fräuleins rächende Nemesis; eine andere reizte seine Sinnlichkeit. — Julie von Volkstädt, schon früherhin durch Eitelkeit, Laune und manchen andern Zug eines

nicht preiswürdigen Karakters, ihm widerwärtig geworden, sollte durch eine Heirath ihm aus dem Wege geschaft werden. Es fehlte nicht an Hofbedienten, die mit einem beträchtlichen Brautschatze das reizende Fräulein sowohl, als auch die Bürde, welche sie bereits trug, dem Fürsten abgenommen haben würde; doch so lästig war die Geliebte nun plötzlich ihrem Verführer geworden, daß er sie nicht weit genug von sich entfernen zu können glaubte. In der tiefsten Verborgenheit des Landlebens, außer aller Verbindung mit seinem Hofe, wollte er sie sehen, deswegen fiel seine Wahl auf Eduard von Schilling — dem ehrliebendsten, trefflichsten, gebildetsten — aber auch ärmsten Edelmanne im ganzen Lande, dessen Vater, ein achtzigjähriger Greis in des Fürsten Diensten, zwanzig Meilen von der Residenz, Oberforstmeister war.

— „Hör Er," sagte Karl, „Er nimmt das Fräulein — wird Jagdjunker — und seinem Vater adjungiert."

— „Ihro Durchlaucht Maitresse? Meine Ehre — — —“

— „Von der läßt sich nicht essen.“

— „Ihro Durchlaucht! wollen Sie meine Schande?“

— „Ist Einbildung.“

— „Die Verachtung der Welt?

(Der Fürst lacht.)

— „Meine Ahnen — —“

— „Sind todt.“

— „Gott! mein Gefühl empört sich — —“

— „Trink' Er ein Glas Wein mehr.“

— „Und mein Vater, Ihro Durchlaucht?“

— „Muß wollen.“

— „Gezwungen? Unmöglich!“

— „Mit einem Worte — ich will's, Er muß. Und wenn Er sie nicht nimmt, so ist Er entlassen sammt seinem Vater. Dann könnt Ihr von der Ehre zehren.“

Mit diesen Worten wandte ihm der Fürst den Rücken. Eduard stand wie eine Bildsäule, das tiefe herrliche Auge fest in den Boden gewurzelt. Wer malt die Furien, die sich seines Innern bemächtigten? — Auf der einen Seite den alten achtzigjährigen Vater brodlos — in's Elend gestoßen — Mutter und Geschwister, die händeringend das Haus verlassen. Er selbst aller Aussichten für die Zukunft beraubt — ohne Mittel die Seinigen zu ernähren. — Auf der andern, eine ehrlose, verspottete Frau, das Verhöhnen seiner Kameraden, die Verachtung der Welt! —

— „Hat Er sich bedacht?" Mit diesen Worten trat der Fürst wieder zu dem noch immer in tiefen Sinnen verlornen jungen Mann.

Keine Antwort.

— „Nun, Er weiß einmal meinen Willen — bis übermorgen geb' ich Ihm Bedenkzeit. Entweder! Oder!"

Am Abend war Cour angesagt. Eduard kam etwas früher, und als die Hofleute sich versammelt hatten, trat er hervor, und bat sie, einen Kreis um ihn zu schließen, und seinen Vortrag aufmerksam zuzuhören.

Sie näherten sich mit gespannter Erwartung, denn der Kammerjunker hatte den Ruf eines entschlossenen, rechtlichen und ehrliebenden Mannes, Niemand ahndete was kommen sollte.

Meine Herren, sagte der Jüngling mit einer hohlen tiefen Stimme, Sie sehen mich in der quaalvollsten Lage. Ich bedarf Ihres Rathes, — Sie sind Männer, Ihr Urtheil soll den Jüngling bestimmen.

Sie kennen meine Verhältnisse und die meiner Familie. Sie wissen, daß ich einen Vater habe, der achtzig Jahr alt ist, kein Vermögen besitzt, nur seine Gage als Oberforstmeister.

Der Fürst befiehlt, daß ich die Volkstädt heirathen soll; — im Weigerungsfalle bin ich entlassen und mein Vater verliert seinen Dienst. Was rathen Sie mir? Kann ich sie heirathen, ohne ein Schurke zu seyn? — werden Sie mich nicht als einen Ehrlosen verachten, wenn ich es thue?

Eduards Augen funkelten, seine Brust hob sich, krampfhaftes Zittern ergriff ihn. Eine allgemeine Stille herrschte in dem Saale; niemand antwortete.

— „Kann ich sie heirathen?“ fragte lauter Eduard noch einmal, sein Blick ruhte mit furchtbarem Ausdrucke, auf den ihn umschließenden Kreis.

Man zuckte die Achseln, und sah gen Himmel. Viele hatten Thränen in den Augen.

— „Ich verstehe Ihre Antwort, sagte Eduard, und werde handeln.“

Rasch verließ er den Saal, eilte nach Hause, und schrieb mit bebender Hand wenige Zeilen

an seinen Vater. Mit erkünstelter Ruhe ging er dann wieder in das Schloß zurück, lehnte den ihm bestimmten Platz am Spieltische ab, und wartete, ruhig an einen Pfeiler gelehnt, auf Gelegenheit den Fürsten zu sprechen.

Der Herzog spielte nicht, sondern wanderte, wie gewöhnlich, mit auf dem Rücken übereinander geschlagenen Händen, in den Zimmern umher, im stolzen Selbstgefühle hier eine Statue, dort ein Gemälde betrachtend — denn mit Recht konnte er sich als den Schöpfer dieser Bildungen ansehen — so königlich belohnte er das Verdienst, so kraftvoll pflegte er des aufkeimenden Talents, so viele aufblühende Kunstschöpfungen verdankten ihm ihre Entfaltung. So bemerkte er den Kammerjunker, welcher sich ihm zu nähern schien, dem er nun winkte und mit sich in ein Seitenkabinet nahm.

— „Hat Er sich entschlossen?“

— „Ja, Ihro Durchlaucht!“

— „Nun, wenn er vernünftig ist, so hör Er was ich thun will. Die Volkstädt behält Alles bis auf die Juwelen. Er wird Oberforstmeister, seinem Vater zur Seite gesetzt, — Kammerherr mit Gage, und ich statte die Braut aus. Ist Er zufrieden.“

— „Völlig! Nur um eine Gnade bitte ich Eure Durchlaucht.“

— „Laß Er hören.“

— „In meinem Hause unbeschränkt mein eigner Herr zu bleiben.“

— „Das ist's Alle?“

— „Bei Gott, ja!

— „Das versprech ich Ihm.“

Der Fürst reichte ihm die Hand, und wollte sich entfernen; doch der Kammerjunker ergriff sie noch einmal mit Ungestüm, drückte sie an die kalten verzweiflungsvoll zusammengepreßten Lippen, und konnte sein Gefühl nicht länger zurück halten.

— „Ich schwöre Eure Durchlaucht, rief er, und Thränen brachen aus seinem Auge hervor; ich schwöre, Fräulein von Volkstädt zu ehlichen. Meinen Namen soll sie führen, — nie will ich ihr die schuldige Treue verletzen; — aber nie werde ich ihren Leib berühren, nie wird sie in meiner Umarmung ruhen — kein Wort, kein Blick wird ihr Liebe heucheln — und in ihr — bin ich dem ganzen Geschlechte abgestorben!“

— „Er ist ein Narr! das wird sich von selbst finden. In drei Tagen ist Eure Hochzeit.“

Man ging zur Tafel.

Beim Desert brachte der Fürst die Gesundheit des Brautpaars — das Fräulein erröthete, ein leichtes Zucken überflog das bleiche Gesicht des Bräutigams.

Man belachte verstohlen, man seufzte, man beneidete auch wohl gar den unglücklichen Eduard.

Der Hochzeittag erschien, Fürst Karl ließ mehrere Gemächer des Schlosses auf das geschmackvollste verzieren. Duftende Orangenbäume standen in den Nischen des Salons, lebendige Blumengewinde, mit Fruchtschnuren durchwunden, faßten die hohen Gesimse ein. In einen mit hohen Spiegeln ausgetäfelten Seitenzimmer war ein geschmackvoller Altar errichtet, und ihm gegenüber waren auf einem Tischchen die kostbarsten Gefäße von Porcellan und Silber aufgestellt, mit denen der Fürst die neue Haushaltung des jungen Ehepaars geschmackvoll bereichern wollte. Jetzt kam die gefürchtete Stunde; der Herzog führte die Braut, an der Hand des Oberkammerherrn folgte ihr Eduard in schön gestickter Jagduniform, und ruhend kontrastirte das heitre Grün, gegen den matten Ausdruck seiner edlen Gesichtszüge, gegen die tiefen Schatten, welche seine schönen Augen umzogen hatten. Man stellte sich vor den Altar — der Priester sprach die Weihe — die Braut erhielt aus der Hand

des Fürsten den Solitair, welchen sie an das Bräutigams Finger steckte, von dem seinigen eine ähnliche Gabe empfangend.

Die Ringe waren gewechselt, doch nicht die Herzen. — Schaam deckte das Gesicht des Fräuleins — Eduards Gesicht stumme, kalte Verzweiflung. Ein prächtiges Souper folgte, mit dem glänzendsten Balle beschlossen, und nach Mitternacht führte der Herzog das Paar in die auf seinem eignen Schlosse ihm bereitete Brautkammer.

Eduard empfing ehrfurchtsvoll aus der Hand des Fürsten die des Fräuleins, machte eine tiefe Verbeugung — und begab sich in ein nahgelegenes Bedientenzimmer, das er sorgfältig hinter sich abschloß. Sein Lager hatte er aus ein paar Stühlen eingerichtet. Die Braut zerfloß in Thränen — legte sich kummervoll auf ihr einsames Bett, und seufzte schlummerlos den Morgen heran.

Mit Tagesanbruch war Eduard wieder auf den Füßen, und erwartete ruhig, bis das Zimmer seiner Gemahlin geöffnet wurde.

— „Ihren Arm" war alles, was er sagte. — Ein Wagen hielt, und brachte die jungen Eheleute in ihre Wohnung, wo Eduard seiner Gattin durch den Bedienten ihre Zimmer anweisen ließ.

Mit Ablegung von Besuchen, mit allerhand Einrichtungen, die nahe Abreise vorbereitenden Geschäften, verflossen mehrere Tage, dann erhielt der neue Kammerherr seine Bestallung nach L*** und den Befehl, sich unverzüglich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben. Kalt und stumm saßen die Gatten im Reisewagen neben einander — „sie hat deine Ehre — deines Vaters Ehre gemordet," das waren die Worte, welche aus Eduards tiefgefurchter Stirn zu lesen waren, und hier Niemals erlöschen sollten.

Der liebenswürdigste Mann war in einen Wüthrich verwandelt. Wenn seine Gemahlin ihn anreden wollte, so wendete er ihr den Rücken, weinte sie, so pfiff er; — lag sie, von innern Schmerzen zerrissen, krank und in Fieberhitze auf dem Sopha, so stürzte er hinaus, befahl seine Pferde zu satteln, und wildes Jagdgetös mußte die Furien in seinem Innern übertäuben. Menschenfeindlich floh er den Zuspruch von Freunden und Bekannten. Oft fanden ihn seine Jäger noch in später Nacht weit hinter dem Walde hinaus auf einem einsamen Felsrücken sitzen, die Augen starr auf den See gerichtet, der unter seinen Füßen sich ausbreitete.

Seine Untergebnen liebten ihn. — Jederman — selbst seine Hunde, waren glücklich unter seiner Herrschaft, nur nicht er selber und seine Gattin.

Und nach funfzehn Jahren einer freudenlosen Klosterehe zeigte ihr abgeharmtes Gesicht

jedem nähern Beobachter, daß bei tiefer Verdorbenheit — Gefühl in Juliens Innern gewohnt hatte. Sie trauerte mehr über den dem Wahnsinne zueilendem Gemüthskummer ihres Gemahls, als über ihr eignes Elend.

Noch zeigte der majestätische Wuchs, das große sprechende Auge und der Fuß von seltner Schönheit — Trümmer der Reitze, welche zwei achtungswürdige Familien unglücklich gemacht hatten.

Die Fürsten Panynsky.

Selten rächte sich frevelnde Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Naturbande so fühlbar, als an den drei letzten aus dem fürstlichen Geschlechte dieses Hauses.

Fürst Panynsky, ehemaliger Kronschatzmeister von Polen, Inhaber zweier königlichen Regimenter und Erbe großer Reichthümer an Burgen, Gefällen und Aeckern, war Vater zweier Söhne — Alexanders und Josephs — die gleich dem Estrich, das durch Moor und Schutt am halbverfallnen Gemäuer seiner fürstlichen Burg hinaufrankte, in roher Wildheit emporwuchsen.

Ohne Lehrer und Aufseher blieben die Knaben, und gesellten, in den von tobenden Lustbarkeiten widerhallenden Schlössern ihres Vaters, ungehindert ihr wildes Geschrei zu dem Bellen der Koppelhunde, zu dem Wiehern der Pferde. Jeder Ausbruch tollen Knabenübermuths war ihnen vergönnt, bis endlich der Vater auf den Gedanken verfiel, aus Frankreich einen Erzieher für seine Söhne zu verschreiben, wie er von dort her seinen Wein verschrieb.

Der neue Hofmeister — Abbee Baudin — kam an, ein feiner, gesitteter, rechtlicher Mann, der indeß kaum vier Tage unter einem Dache mit seinen Zöglingen zugebracht hatte, als es ihm — unter ihnen vorkam — wie weiland dem Herkules in den Ställen des Augias. Auf den väterlichen Gütern, unter dem Getümmel wilder Zechbrüder, mit denen der Kronschatzmeister sorglos seine Gelder verpraßte, ohne an die Zukunft, ohne an das

Loos seiner Nachkommen zu denken — die Humanisirung dieser rohen Sarmatenbrut zu vollenden, war unmöglich.

Der Abbee zog es also vor, mit seinen Eleven nach Straßburg zu gehen, mußte aber auch hier es geschehen lassen, daß sie in Kaffee- Wein- und Spielhäusern bald einheimischer waren, als in den Kollegien.

Es hatten indessen die immer tiefer einreißenden Unordnungen in den Finanzen des Vaters sowohl, als auch die Nothwendigkeit, so arge Bursche streng im Zaume zu halten, veranlaßt, daß die Remessen, für beide Prinzen und ihrem Hofmeister, außerordentlich knapp zugeschnitten waren, und sehr natürlich also konnte der Abbee — für Lebensunterhalt, Kollegien und andere nöthige Ausgaben schon ohnehin immer in Vorschuß — sich durchaus nicht dazu verstehen, die Rechnungen für Liköre, feine Weine und Confitüren zu bezahlen, welche

für die jungen Herren noch obendrein bei ihm eingereicht wurden.

Doch diese ließen sich darüber kein grau Haar wachsen. Ihr Gelüst zu befriedigen — so stolz sie auch sonst auf ihre fürstliche Abkunft waren — borgten sie getrost von Friseur, Bedienten, Markeur und Kellner — ließen sich Beinamen, wie „Spieler, Schuldenmacher," gleich als wären es gewöhnliche Begrüßungen, von allen Gassen herüber, gefallen, und selbst handgreifliche Erinnerungen an das zu Bezahlende erschreckten sie nicht mehr.

So geschah es denn wohl, daß bald Prinz Josephs Staatskleid, bald Prinz Alexanders Mantel und Ueberrock, in der grimmigen Wucherer Hände gefallen waren; und in solchen Fällen mußten dann längst abgetragene, bereits in die Bedientenkammern gewanderte Kleidungsstücke wieder hervorgesucht, oft mit Püffen und Fußtritten dem neuen Inhaber wieder

abgenommen werden. Bedenkt man vollends dabei, wie Reinlichkeit dieser edlen Fürstensöhne Tugend durchaus nicht war: so kann man begreifen, daß alle honette Studenten ihre Nähe vermieden, die Gefahr scheuend, mit allerhand wandernden Insassen beschenkt zu werden, die, wenn sie gleich von fürstlichen Häuptern abstammten (ein Ausdruck, womit die beiden Pohlen ihren Umgebungen gern imponieren mochten) — dem sie frisch Beherbergenden, demohngeachtet nicht weniger lästig vorkamen.

Prahlereien waren überhaupt die einzigen Waffen, mit welchen diese saubern Prinzen andere sowohl angriffen, als sich selber gegen Angriffe zur Wehr setzten.

So geschah es einst, daß dem jungen Prinzen Alexander, als er bei der Aufforderung zu einem Duelle so wenig von Schuß als von Hieb etwas hören wollte, eine Faustparthie aufgenöthigt wurde. Es war in einem Kolle-

gium, das Professor Ehrmann über Experimentalphysik las. Der Herausfordernde ging dem Prinzen, in Gegenwart des versammelten Auditoriums, fest und mit blitzendem Auge entgegen, doch Fürst Alexander hielt es für besser, einen bedächtigen Rückzug hinter das nahe Katheder einzuschlagen — und ertrug die laut ausbrechenden Verhöhnungen der Anwesenden mit einer wahrhaft stoischen Geistesgegenwart.

Im Frühjahre 1807 wurden die Umstände indeß noch verwickelter. Der Kronschatzmeister schien völlig vergessen zu haben, daß er zwei Söhne besäße, die ihrem, von beschränkten Mitteln unterstützten, rechtlich wirthschaftenden und gewissenhaften Erzieher, drückend zur Last fallen mußten. Alle Remessen blieben aus; ja der totalste Geldmangel riß ein, da nun auch die Privatkasse des Abbees völlig ausgeleert war. Vergebens schrieb der Erzieher die beweglichsten Briefe — vergebens stellte er dem

im Wohlleben schwelgenden Vater die bedrängte Lage seiner Söhne — seine eigne, als ihrem Hofmeister, vor — keine Antwort erfolgte.

Die Prinzen trösteten sich dabei so gut sie konnten. Nur Eine von allen ihren Verlegenheiten schien sie zu drücken, der Mangel an Kleidungsstücken; denn wenn es sich auch wohl einrichten ließ, Spiel- und Trinkgelage zu begehen, ohne die Zeche zu bezahlen, so war es doch nicht wohl möglich, ohne Hut und Stiefeln die dazu ausgesuchten Orte zu besuchen. „Wo nehm' ich Beinkleider her?" rief Alexander. „Wer schaft mir einen Hut?" war Josephs Klage. Eines Abends, da auch der Abbee von einem ihm vorleuchtenden Laquaien begleitet, seine immer bedenklicher werdende Garderobe besuchte, blieb er, in tiefen Sinnen verloren, neben einem paar schwarzen manschesternen Beinkleidern stehen, bei deren Anblick der hinter ihm wartende Bediente einen schweren Seufzer ausstieß.

„Was fehlt dir?“ fragte der Abbee, theilnehmend nach ihm umblickend.

Nur mit Mienen vermochte der verschämte Laquai auf seine eignen kümmerlichen Beinkleider zu deuten, und sein Verlangen nach der herrlichen Manschesterhülle auszudrücken, die der Abbee, mit kundigem Sinne ihre Bestandtheile prüfend — noch immer nicht aus den Augen ließ.

„Da nimm!“ sagte der Hofmeister, „ob ich gleich selbst bald nichts mehr anzuziehen haben werde,“ und reich wie ein König sprang der Beschenkte mit dem Beinkleiderpaare davon.

Doch unvermuthet überfielen seine beiden fürstlichen Gebieter, die Prinzen Alexander und Joseph, ihren Bedienten in eben dem Augenblicke, wo er seinen Schatz in dem noch offenstehenden Koffer gelegt hatte. Gierig faßten beide nach dem ihnen selber so sehr mangelnden

Kleidungsstücke, zogen es mit wilden Blicken hervor, und bestanden darauf, es für sich zu behalten. Doch erzürnt über die freche Zumuthung riß der Diener sein Eigenthum wieder an sich, und der lächerlichste Kampf, den je eine Feder beschrieb, nahm seinen Anfang. Prinz Alexander tobte, schimpfte, prügelte, bestand darauf, die Beinkleider selbst anzuversuchen; Joseph unterstützte ihn — doch alles vergebens. Mit Löwengrimme vertheidigte der Bedrängte das köstliche Fell, gleich als ob es das goldene Vließ selber gewesen wäre. Da zog Alexander ein Messer hervor, und faßte seinen Gegner bei der Gurgel. Das Angstgeschrei des Unglücklichen zog nun auch den Abbee im bloßen Hemde aus seinem Schlafzimmer herbei, der, erstaunt seine Zöglinge in diesem Handgemenge zu erblicken, Augenblicks nach dem Messer griff, das wüthend Alexander jetzt seinem eignen Hofmeister in den Leib zu rennen versuchte, wobei er die Worte ausrief: il faut que je te marque Coquin.

Nun flüchtete der Abbee durch die eine noch offene Thür in sein Schlafzimmer, der Bediente durch die andere auf dem Saale, beide fast im nämlichen Augenblicke, die entgegenstehenden Thüren hinter sich abschließend, so daß die Prinzen, wie Mäuse in der Falle, eingesperrt blieben.

An die Stelle des furchtbaren Lärms, trat jetzt tiefe Stille. Der Abbee fand seine Besonnenheit wieder, sein Entschluß war gefaßt, er ging zu Herrn Delor, damals Lieutenant du Roi, einem eben so rechtschaffnen als strengen Offizier, und bat ihn um Verhaltungsbefehle.

Six mois de pont couvert les rendront plus sages, war dessen Antwort.

Pont couvert heißt in Straßburg der Ort, wo Militär-Personen in Arrest verwahrt werden. Zugleich schickte Delor einen Corporal mit drei Mann in die Wohnung der Fürsten, die lachend und scherzend den Besuch empfin-

gen, und die Folgen ihres Excesses durchaus nicht geahndet hatten. Sogleich schrieb der Abbee nun von neuem an den Vater, wobei er zuerst um Entledigung von seinem beschwerlichen und gefahrvollen Hofmeisterposten antrug, dann um Einsendung der für die Befreiung seiner Eleven nöthigen Geldsummen bat, und dann zuletzt seine eigne Rechnung ihm vorlegte, und die Wiedererstattung der von ihm vorgeschossnen Zahlungen in den beweglichsten und nachdrücklichsten Ausdrücken von ihm forderte.

Doch Alles vergebens.

Auch jetzt noch wie immer mit frevelhafter Gleichgültigkeit, überließ der alte Fürst die Lösung dieser Verwirrungen einzig dem Zufalle.

Niemand erhielt Geld, und schon hatten die Prinzen über ein Vierteljahr lang in schmählicher Gefangenschaft hingebracht, schon war der Abbee mit Undank und Geringschäz-

zung für so lange mühselige Dienstbarkeit belohnt, und noch obendrein mit Verlust an baarem Gelde in sein Vaterland zurückgekehrt — und noch harrten die Fürsten auf ihre Befreiung. Verzweiflung brachte sie zu gewalthätigen Entschlüssen.

An einem Mittage ward die Tochter des Kerkermeisters, welche ihnen gewöhnlich das Essen brachte, zu Boden geworfen. Die Prinzen banden ihr Hände und Füße, durchsuchten ihre Taschen und bemächtigten sich des Schlüssels zur Gefängnißthüre.

Schon waren sie bis zur äußersten Pforte vorgedrungen, als auf das Geschrei des Mädchens ihr eigner Vater herbeigeeilt kam, die Pforte vertheidigend, nach Wache schrie und das kecke Vorhaben vereitelte.

Noch strengerer Verwahrsam in den Kasematten war nun das Schicksal der Prinzen, und erst nach einer fast jährigen Gefangen-

schaft

schaft gelang es durch höhere Verwendung bei ihrem Vater, ihnen die Freiheit wieder zu verschaffen.

Sie kehrten in ihr Vaterland zurück — nahmen Militärdienste, und wurden nachher Zeugen der politischen Katastrophe, die dem alten Fürsten Paninsky, wie so manchem andern übermüthigen Großen zeigte, daß für diejenigen, welche die Natur und jede Pflicht verhöhnen, die sie auflegt — das Schicksal auch Verhöhnungen bereit hält.

Poniatovsky, Dobrovsky, Madalinsky! Namen, die wie hellglänzende Sterne aus der Nacht hervor leuchten, die Sarmatiens alte Heldengröße verdunkelt — Namen, die der erste aller Helden — Napoleon, mit Rührung und Beifall genannt hat — verzeihet! wenn die Rüge vom Untergange eines verworfnen, euch vielleicht verwandten, Geschlechts, einen leichten Schatten auf die Nation wirft, die

durch euch in die Reihe der edelsten Völker wieder zurück zu treten berufen ist.

Einige Jahre nach Josephs und Alexanders Rückkehr in ihr Vaterland kam das Ungewitter zum Ausbruch. Der Kronschatzmeister ward, als ein Anhänger der Krone, seiner Aemter und Würden entsetzt, seine Besitzungen eingezogen, und seine Söhne, diese Werthlosen, früh von ihm erniedrigten, in erster Kindheit schon von ihm versäumten, wurden jetzt seine Schutzherren.

Die Republik erlangte die Bürgschaft der jungen Fürsten für die verdächtige Gesinnung des Vaters. Doch man hätte wohlgethan, sich erst nach einem Bürgen für diese Söhne selbst umzusehen.

Zwar schienen sie durch ihr Gesuch, um Anstellung unter Kosziusko's Fahnen, ihre Gesinnungen klar auszusprechen. Zwar war ihnen — als sie mit vielen Edlen, die ungeblendet

von Preußens Vorspiegelungen, stolz auf ihre Selbstständigkeit, in's Feld rückten — ein Korps von 8000 Mann übergeben. Vier Meilen standen sie von ihrem Obergeneral entfernt, als er sich erst mit Fersen und dann mit Suvarow in den blutigen Kampf einließ. Zweimal drang die polnische Infanterie mit dem Bajonette in die russische ein, und würde gesiegt haben, wenn nicht die beiden Fürsten müßig in ihrer Stellung geblieben wären. Erkauft von russischem Golde, hörten sie keinen Kanonendonner, keinen Ruf der Ehre, der Pflicht. Koszíuskow mit Wunden bedeckt, verlassen, verrathen von den Seinigen, an Seel und Leib gebrochen — geräth in russische Gefangenschaft, und die Rettung seines Vaterlandes ist ein eitles Beginnen!

Paninsky, der Vater, stirbt im Elende, beide Söhne sind aus Pohlen verschwunden.

Erst nach der Theilung des Reichs erscheinen sie wieder, und zwar in Hamburg.

Dort sieht man sie als Spieler bei der Pharaobank auftreten, in Gesellschaft einer französischen Emigrantin, von beiden zu dem frevelhaftesten Bunde überredet, einen Ehekontrakt auf zwei Jahre mit ihnen einzugehen. Feig und niederträchtig, wie immer, ist auch hier ihr Benehmen am Spieltische. Sie gerathen mit einem Amerikaner in Händel und werden beide von ihm gefordert. Aber das Pistol zittert in Josephs Händen, die Kugel geht vorbei, der Amerikaner schießt verächtlich sein Gewehr in die Luft — Joseph wird unsichtbar, und man hat keine Spur, wohin er gerathen.

Nicht lange nachher tritt Alexander in russische Dienste. Doch auch diesem ist kein rühmliches Loos aufbewahrt. Nicht in rühmlicher Schlacht darf er fallen. In Petersburg endet er ruhmlos, wie Vater und Bruder, wegen Spielhändel im Duelle erstochen.

„Unglückliche schwarze Beinkleider des Abbee Baudin!“ würde vielleicht Sterne hier ausrufen.

Unglückliche schwarze Beinkleider! wie Pandorens Büchse, zahllose unglücksschwangre Uebel über die Erde schüttete, eben so verbreitet ihr Unglück und Verderben über ein alt rühmliches Fürstenhaus, das von dem Augenblicke an, da die Prinzen euch berührten, die finstern Mächte des Orkus gefaßt zu haben scheinen.

„Unglückliche schwarze Beinkleider des Abbee Baudin!" würde Sterne hier ausrufen, doch die richtende Nemesis ihm antworten:

„Tiefe Vergessenheit begrabe, die schon früh durch innere Verworfenheit dem Untergange geweiht waren."

Der Bruder als Liebesunterhändler seiner Schwester.

Sonderbar, daß manche Familien eigene Schwachheiten und eigene Tugenden haben; gleichsam als ob diese erblich wären, und im Blute lägen. So wird Niemand den braunschweigschen Prinzen den Muth absprechen; aber den Prinzessinnen aus diesem Hause auch eben so wenig den Hang zur Galanterie. Die Bourboniden in Spanien haben den geschwächten Geist ihres Stammvaters, Philipp V., geerbt. Solche Uebel sind unheilbar. Mit manchen Ministerien scheint es ein gleiches Bewandniß zu haben.

Als im Jahre 1700 der Erzbischof von Toledo die Abreise des Erzherzogs Carl (er

bestieg nachher unter dem Namen Carl V. den Kaiserthron) verlangte, so machten die Minister unendliche Schwierigkeiten und fanden unübersteigliche Hindernisse. Vergebens stellte der Erzbischof vor, daß nur die Gegenwart des Erzherzogs die österreichisch-spanische Parthei aufrecht erhalten könnte. Alle Bitten und Vorstellungen waren umsonst. Da schrieb der Gesandte in seinem gerechten Amtseifer:

„Die österreichischen Minister und Generale haben Köpfe, wie die Hörner der Schafe meines Vaterlandes, klein, hart und verdreht.“ So war es im Jahre 1700. — Wie war es ein Jahrhundert später?

Die Geschichte zeigt Ludwig XIV. als einen ausschweifenden Mann in seinen jüngern Jahren; im Alter machte er dem lieben Gott die Cour. Sein Enkel, Ludwig XV., folgte dem Beispiele seines Großvaters sowohl in der Jugend, als im Alter. Seine Enkel und Ver-

wandten traten in die nemlichen Fußstapfen. Familienübel!

Philipp V. hatte Anfälle von Narrheit, und der jetzt noch lebende Ferdinand, König von Sicilien, aus seinem Blute entsprossen, schoß einen Kaminfeger vom Dache, um zu sehen, ob sein Gewehr so weit trüge. — Familienkrankheit.

Gustav III. war unerschütterlich und wollte Rußland demüthigen. Er begann 1788 den Krieg mit dieser Macht. Von England, seinem Volke und seinen Verbündeten verlassen, mußte er Friede machen. Sein Sohn, unerschütterlich wie er, kriegt gegen Rußland und Frankreich, verliert Pommern, Finnland und endlich den Thron. Familienübel!

Friedrich der Große hatte wider seinen Willen eine braunschweigsche Prinzessin heirathen müssen, die zwar nur den Namen seiner Gemahlin geführt, aber sich immer mit

der reinsten Tugend geschmückt, und dadurch die Hochachtung der ganzen Welt erworben hatte.

Friedrich der Große glaubte diese Tugend allen übrigen Prinzessinnen aus dem Hause Braunschweig eigen, und vermählte seinen Neffen ebenfalls mit einer braunschweigschen Prinzessin.

Die Prinzessin Friederike war jung, schön, feurig, aber — unbesonnen. Der Kronprinz hatte Temperament und liebte sie wirklich. Ihr Bruder Friedrich, ein Mann voller Verstand und Geist, aber sehr verwachsenem Körper, wurde der Mörder des Glücks der Prinzessin.

Er, der Uebersetzer der grecourtschen Gedichte, theilte sie seiner Schwester mit, und reizte dadurch ihre Einbildungskraft. Diese erschöpfte sich in schlüpfrigen Bildern und stellte sich manches reizender und üppiger vor, als die

Natur es giebt. Sie fand wenig Genuß in den Armen ihres königlichen Gatten, der sie zu vernachlässigen anfing, und schwelgte dafür mit den Idealen ihrer aufgeregten glühenden Phantasie.

Der gute Bruder nahm herzlichen Antheil, beklagte sie, und suchte ihr Zerstreuungen zu verschaffen. Von seinen Rathschlägen geleitet, gab sie Adjudanten und Offizieren, die er kannte und ihr empfahl, Zusammenkünfte. Er suchte dabei jedes Hinderniß zu beseitigen.

Jede schöne vielversprechende männliche Figur, die dem Blicke der Prinzessin auffiel, und ihre Lüsternheit rege machte, suchte sie zu besitzen, und jedesmal wußte der Bruder Rath zu schaffen.

Sie schränkte ihre Liebhaberei keinesweges aufs Militär oder die höheren Stände ein. So war auch ein Friseur einer von den ihr Begünstigten, und ihr durch den Bruder Zugeführten.

Die Unvorsichtigkeit der Prinzessin, und die Dienstfertigkeit des Bruders, wurden durch die Pralereien dieses fürstlich beschenkten und unterhaltenen Friseurs ruchtbar, und kamen endlich auch bis vor die Ohren des Königs.

So nachsichtig sonst dieser auch war, so schonend er manches Abentheuer der Seinigen übersah, so konnte er hier doch nicht gleichgültig bleiben.

Die Prinzessin wurde beobachtet, in flagranti delicto ergriffen, und so ihres Verbrechens überführt.

Der Proceß wurde eingeleitet. Scheidung und lebenslängliches Gefängniß war das Urtheil. Die unglückliche Prinzessin wurde nach Stettin gebracht, das sie nie wieder verließ. Sie bekam einen hinreichenden jährlichen Lebensunterhalt, und ihr Schicksal war so leidlich als möglich. Der Friseur kam nach Spandau und der dienstfertige Bruder blieb was er

war. Auch er bestätigte die Wahrheit des Satzes: „Jeune libertin, vieux bigôt.“ Er wurde ein Betbruder.

Seine unglückliche Schwester lebte lange Jahre in der Gefangenschaft. Verdruß und Kummer stürzten sie in das Laster des Trunks, und zuletzt war ihr schönes Gesicht von einer Weinröthe übergossen. Der Tod befreite sie endlich von ihrem Leiden. Ihre Tochter heirathete den Herzog von York; der Bruder aber erbte hernach von seinem Schwiegervater, dem Herzoge von Wirtemberg-Oels, Güter in Schlesien, auf denen er sein Leben beschloß, nachdem er sie seinem Neffen, dem zweiten Sohne des regierenden Herzogs von Braunschweig, (dem nemlichen, der durch seinen abentheuerlichen Streifzug, von der böhmischen Grenze bis an die Küsten der Nordsee, sich in unsern Tagen so bekannt gemacht hat) vermacht hatte.

Der Zweikampf zwischen dem Fürsten Karl von Lichtenstein und dem Domherrn von Weichs.

Selten hat ein Duell wohl mehr Sensation gemacht, als dieses. Ist es denn etwas so besonderes, daß ein Paar Edelleute sich schlagen, und einer das Leben verliert? Das nicht; aber alle die Nebenumstände, die auf die Sekundanten ein so häßliches Licht werfen, und der Tod eines sehr liebenswürdigen Mannes, trugen wohl das mehrste dazu bei. Wie oft wurden Kavaliere im Zweikampfe getödtet, und man sprach nur einige Tage darüber. So das berühmte Duell des Grafen Gersdorf, das Jahr und Tag vorher bestimmt worden war.

In älteren Zeiten machte man noch weniger Aufhebens davon. Ist etwa der Zweikampf außer der Mode gekommen? Schwerlich. Denn so lange der Militairgeist die Oberhand behält, so lange wird dieser alte Gebrauch beibehalten werden. Sind die Sitten sanfter geworden? Dies könnte man wohl nur in einiger Hinsicht zugeben. Aber der Gedanke: nur Blut mag den Schimpf abwaschen; nur Blut kann Versöhnung herbeiführen, und Blut muß fließen, soll die beleidigte Ehre schweigen: dieser Gedanke hat wirklich für den Soldaten, Edelmann und Studenten so etwas anziehendes und romantisches, daß er eher sein Leben, als diese Lieblingsneigung aufgeben würde. Man errichte immer Ehrengerichte, setze Todesstrafe auf den Zweikampf, richte selbst die Duellanten hin: doch werden die Duelle immer statt finden. Eine Digression über diese Materie, in der Erzählung eines Vorfalls, der unter der Regierung Friedrichs des Großen geschah, ist hier an ihrem Platze.

Ein junger Graf Ahlefeldt kam nach Berlin. Er war ziemlich lebhaft und unbesonnen. Bei seinem ersten Erscheinen an der Wirthstafel im Wirthshause bemerkte er ein mit Pflastern bedecktes Gesicht.

Was ist das für ein Lazareth-Gesicht? fragte er seinen Tischnachbar.

Es ist der Baron Marschall.

Der Vater von dem schönen Fräulein?

Der Nämliche.

Wie ist es möglich, daß ein so abscheulicher Kerl eine so schöne Tochter haben kann?

Doch ist es so.

Die Unterredung war zu Ende; aber der Graf hatte so laut gesprochen, daß der Baron Marschall alles gehört hatte. Er wollte die Ungezogenheit des Grafen nicht dulden. Nach dem Essen näherte er sich ihm und sagte:

Wissen Sie wohl noch, was Sie bei Tische sprachen?

Recht sehr genau.

Auch das, was Sie über mein Gesicht äußerten.

Vollkommen.

So werden Sie auch wissen, was der Gebrauch ist —

Mich mit Ihnen zu schlagen.

So wählen Sie denn, Herr Graf, die Waffen und den Ort.

Pistolen.

Ich bitte Sie inständigst, wählen Sie lieber den Degen, denn ich habe mit den Pistolen bisher immer das Unglück gehabt, meine Gegner zu erlegen.

Just deswegen werde ich Pistolen nehmen, um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie nicht fürchte.

Mißdeuten Sie meine Warnung nicht.

Sie wissen meinen Entschluß.

Um 9 Uhr hole ich Sie ab.

Die Reise ging nach einem kleinen Gehölz, zwischen Berlin und Potsdam. Das Duell ging vor sich, und Baron Marschall schoß dem Grafen den Hüftknochen entzwei. Unglücklicherweise kehrte der Baron Marschall zurück. Drei Tage nachher starb der Graf Ahlefeldt, Marschall wurde arretirt, und sein Urtheil war Todesstrafe. Friedrich der Große milderte es auf sechsmonatlichen Festungsarrest in Spandau, indem er auf den Rand des Todesurtheils schrieb: Meinen Offizieren und Edelleuten muß die Ehre über alles gehen.

Karl von Lichtenstein war der Liebling Leopolds des Zweiten. Er verband körperliche Schönheit mit Verstand und einem äußerst gefälligen Wesen. Bei der Frau von Arnsteiner, wo der geistreichste Zirkel sich vereinigte, ward er nicht nur sehr geschätzt, sondern auch geliebt.

Hier traf er auf den Baron von Weichs, Domherrn in Osnabrück. Letzterer begleitete die Dame zur italiänischen Oper. Fürst Karl kommt eben hinzu, und sucht Herrn von Weichs von der Seite der schönen Frau wegzudrängen. Es kommt hierüber zu einem kurzen aber heftigen Wortwechsel, den von Weichs nur mit einer Maulschelle endigen konnte.

Diese Thätlichkeit war fast nicht bemerkt worden, und Prinz Karl würde sie still ertragen haben, um nicht ein noch größeres Aufsehen zu erregen. Selbst am folgenden Morgen bot ihm der Baron von Weichs durch ein Billet die Hand zur Versöhnung. Dem Domherrn konnte man nicht der Feigheit beschuldigen, denn er war, wie sein Vater, ein beherzter und unerschrockener Jäger und focht zu gleicher Zeit vortrefflich. Er war in dieser Hinsicht seinem Gegner überlegen. Fürst Karl fragte seinen Bruder, den Domherrn Moriz von Lichtenstein, um Rath. Dieser, aus lau-

ter Leichtsinn und Unvorsichtigkeit zusammengesetzte Mensch, schlug seinem Bruder vor, den von Weichs bei dem Grafen Rosenberg zum Frühstück einzuladen und dort die Sache auszumachen. Von Weichs erhielt also eine Einladungskarte vom Grafen Rosenberg. Die beiden Herren fanden sich ein und mit ihnen Moriz von Lichtenstein. Nach eingenommenen Frühstück wurden Erklärungen gemacht. Bei diesem drang Moriz durchaus auf das Duell, und verlangte, es solle sogleich in dem Zimmer des Grafen Rosenberg geschehen. Vergebens stellte der Domherr von Weichs vor, der Platz sey zu beengt; nach dem Frühstück sey man nicht aufgelegt, und bei vollem Magen könne die kleinste Verwundung tödtlich werden. Er fügte noch hinzu, der Fürst möchte Pistolen nehmen, denn mit der Klinge sey er ihm sowohl an Stärke als Geschicklichkeit überlegen. Fürst Karl schien einzuwilligen. Indem bot ihm der Baron nochmals die Hand zur Versöhnung. Aber die beiden Sekundanten, Moriz

von Lichtenstein und Graf Rosenberg, bestanden auf ein augenblickliches Duell. Der Domherr war wirklich in keiner geringen Verlegenheit; denn er war fremd auf dem Zimmer des Grafen, der sein Sekundant seyn wollte, und doch ein naher Verwandter seines Gegners war. — Moriz von Lichtenstein sah er als den Sekundanten seines Brudes — wie leicht war hier Verrätherei möglich! Dieser Gedanke mußte sich ihm allerdings aufdringen, da ihm im Billette vom Duell nichts gesagt worden war. Was sollte, was mußte er thun? — Die Vorbereitungen machten die Sekundanten auf der Stelle. Das Licht wurde getheilt, und nun stellten sie sich den Kämpfern zur Seite. Der Domherr verlor nicht den Kopf, und obgleich Fürst Lichtenstein ihn rasch angriff, so parirte er doch mit kalter Besonnenheit, und versetzte ihm eine leichte Wunde am Arme. „Das ist nichts!" riefen die Sekundanten und foderten gegen die Regeln des Duells einen

zweiten Gang. *) Fürst Lichtenstein machte einen neuen sehr animirten Angriff. Bei dem zweiten Stoß, Quart über dem Arm, parirte der Domherr die Terz und mit der Terz durchbohrte er auch zu gleicher Zeit die Brust des unglücklichen Fürsten. Er sank zu Boden, denn die Lunge war getroffen. Man eilte, ihn nach seinem Hause zu tragen. Was für ein Anblick für seine Gattin, die zwar von ihm vernachlässiget wurde, indeß ihn doch innig liebte.

---

*) Der Herausgeber war einst Zeuge eines Zweikampfs zwischen zwei alten versuchten französischen Offizieren. Beide waren sehr erbittert auf einander, und hätten durch ihren Tod den Subaltern-Offizieren ein hübsches Avancement verschafft. Aber die Ehre foderte es, daß sie die beiden Alten vom Duell abhielten. Es bedurfte indeß eines halbstündigen Zuredens, ehe die beiden alten Braven sich versöhnten. So müssen Sekundanten handeln!

Unedel benahmen sich beide Sekundanten auch darin, daß sie nicht einmal für die Sicherheit des Domherrn sorgten. Er wurde arretirt. Ein gleiches Loos traf Moriz von Lichtenstein und dem Grafen Rosenberg.

Reuig bekannte Karl seine Schuld, und suchte Alles von seinem Gegner abzuwälzen. Nach einigen Tagen verschied er.

Den Andern wurde der Proceß gemacht. Das Urtheil schickte den Domherrn von Weichs auf zwei Jahre auf die Festung, den Grafen Rosenberg auf ein halb Jahr, und den Fürsten Moriz, den Urheber, auf ein Jahr nach Gräz. Auch mußte, nach den Statuten des Domkapitels, Baron Weichs seine Präbende verlieren.

Der Falschmünzer oder Giftmischer.

Leichtsinn und Verschwendung stürzen bei Charakterlosigkeit gar oft in Verwirrung und Laster. Den Beweis hiervon liefert sowohl die Geschichte der Gegenwart, als die der Vergangenheit. Man werfe nur einen Blick auf die Verbrechen und untersuche ihre ersten Ursachen.

Bei der ehemaligen allgemeinen anerkannt schlechten Erziehung des Adels, bei der Leichtigkeit Schulden zu machen, bei dessen daraus entspringender großer Immoralität, war es gar kein Wunder, denselben Handlungen begehen zu sehen, welche — Verbrechen waren. Aber ihre Verwandtschaften, ihr Einfluß, ihr

Ansehen, ihre Macht und ihr stolzer Egoism sicherten dem Uebelthäter nur zu häufig Straflosigkeit, oder wenigstens eine sehr gemilderte Ahndung. Der Grundsatz: la punition retombe sur la famille, rettete in ältern Zeiten fast immer die adlichen Verbrecher; denn nicht alle Fürsten dachten, wie der Regent, der, als man ihm vorstellte, der Meuchelmörder, Graf von Horn, wäre mit ihm verwandt, edelmüthig zur Antwort gab: quand j'ai de mauvais sang, je me fais saigner. Selbst wenn die Gerechtigkeit nicht schweigen konnte, selbst, wenn man nicht ungestraft dem Publikum Hohn sprechen durfte, und man gezwungen das Richterschwerd zucken mußte, auch dann war der Richter schonend, und suchte Gnade vor Recht gelten zu lassen. Man nenne seit einem halben Jahrhundert einen einzigen adlichen Uebelthäter, der in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreisen seine Frevel mit dem Leben büßte? Wie viel Künste kostete es nicht, um die von Guntersblum und Grehweiler nur

in lebenslänglicher Gefangenschaft zu bringen? Wurde das in den Straßen Bambergs vergoßne Blut durch Einkerkerung gesühnt? Ein Dalberg ließ einen Sekretär in Bamberg durch seinen Jäger erschießen; letzterer starb im Gefängnisse, und ersterer ward, für wahnsinnig erklärt, in einem Kloster untergebracht.

Ein Herr von Münster hatte ein Burgverlies auf seinen Gütern, und trieb so lange das uralte adliche Räuberhandwerk, bis Truppen gegen ihn marschirten, und den gnädigen Herrn aufhoben, um ihn zeitlebens einzusperren. Eine solche Gewißheit der leichten Bestrafung oder gänzlichen Schonung, ermunterte Manchen zu Verbrechen und Uebelthaten.

Auch am mainzer Hofe befanden sich einige solcher moralischen Unholde; aber ihre Verbindungen sicherten ihnen das Leben.

Karl Joseph von Erthal, der letzte Kurfürst, war mit der Familie Hatzfeld verwandt.

Natürlich, daß er sie begünstigte, daß er sie zu Ehrenstellen erhob, und ihnen Rang und Güter zusicherte.

Ein Hatzfeld war General und Gesandter am Berliner Hofe, der andere war Obrist bei der Kurfürstlichen Garde. Letzterer hatte eine junge liebenswürdige Gattin, und lebte mit großem Aufwande. Da es ihm hierzu an Vermögen fehlte, so half er sich mit Schuldenmachen. Aber auch diese Hülfsquelle versiegte, und nun vereinte er sich mit dem Regierungsrathe von Linden, um einen Plan zum Geldmachen zu ersinnen. Die beiden Herren kamen nach reiflichem Ueberlegen auf die Idee, falsches Geld zu münzen. Aber wie kann man die Stempel bekommen? Diese Schwierigkeit räumte der Graf aus dem Wege. Er ließ am folgenden Tage den Medailleur Nohascheck zu sich kommen.

„Höre er, lieber Nohascheck, der Kurfürst hat gestern bei der Tafel von einem neuen

Stempel gesprochen. Dabei ist etwas zu verdienen, versteht er mich. Er macht einige Stempel zur neuen Münze, und auch die Alten dabei. Ich zeige sie dem Herrn, und das wird vielleicht eine neue Münzreform hervorbringen."

Nohascheck. Wie meinten denn Ihro Gnaden, wie der neue seyn müßte?

Der Graf. Das versteht er besser, als ich. Er ist ein guter Zeichner und hat Geschmack. Das ist ihm etwas leichtes. Aber bald, recht bald muß es seyn. Der Herr ist wunderlich. Man muß seine Einfälle benutzen, sonst ist es nichts.

Nohascheck. Bis wann befehlen Ihro Gnaden?

Der Graf. Je eher, je lieber.

Nohascheck. Ich gehe augenblicklich an die Arbeit.

Der Medailleur arbeitete Tag und Nacht, und ahnete nicht, daß er sich seinen Tod bereitete. Indessen ging Hatzfeld zum Apotheker Derrillio, und ließ sich von demselben Gift geben, und dieser, einverstanden oder nicht, leistete hülfreiche Hand. Nach einigen Tagen kam Nohascheck und überreichte dem Grafen die bestellten Stempel. Dieser war äußerst herablassend und zuvorkommend, nöthigte den Künstler zum Sitzen, und fragte ihn, was er zum Frühstück verlange, Wein, Kaffee oder Chokolade. Rasch sagte er: „ich habe vor einigen Tagen vortreffliche Chokolade aus Mailand bekommen, die muß er kosten. — Jäger! Chokolade mit Wasser für Herrn Nohascheck!" — Ehe der Jäger sie aber brachte, ging der Graf hinaus, gab ihm das Pulver zur Mischung und kehrte gleichgültig zurück.

Der Künstler genoß mit Vergnügen die herrliche Chokolade, und kam entzückt über die Gnade des Grafen zu den Seinigen nach Hause.

Aber nicht lange nachher klagte er über Ueblichkeiten, mußte sich zu Bette legen und den Arzt holen lassen. Dieser erschrak, befragte den Kranken, was er genossen, bei wem er gewesen, und verordnete sogleich Gegenmittel. Allein das Gift war zu schnell wirkend und stark. Nohascheck starb und hinterließ eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern.

Sie eilte zum Kurfürsten, um Hülfe und Gerechtigkeit zu erflehen. Es mangelte ihr aber an juristischen Beweisen, und sie konnte ihrer Klage nicht den gehörigen Nachdruck geben.

Die Familie ihres Gegners umgab die Person des Fürsten, und suchte alles zu läugnen und zu unterdrücken. Die Wittwe mußte andere Zeiten erwarten.

Mit den von Nohascheck erhaltenen Stempeln verfertigten nun die Verschwornen mehrere tausend Laubthaler und andere Münzsorten.

Aber kaum war davon in Kours gebracht, als sie erkannt wurden. Man spähte nach der Fabrik. Sie war in der Residenz des Erzkanzlers.

Der Regierungsrath von Linden, der sein Schicksal ahnete, entfloh nach Neuwied. Hier war in den damaligen Zeiten ein sonderbares Leben und Weben. Gelehrte, Künstler, Herrenhuter, Spieler, Chevaliers d'industrie und Diebe bildeten es. Letztere streiften in der Gegend umher, und vermittelst eines Schutzgeldes, das sie dem Grafen zahlten, hatten sie die Erlaubniß in seinem Lande zu wohnen, und erhielten auf ihren Reisen noch dazu hochgräfliche Pässe.

In dieser Freistätte glaubte von Linden sicher zu seyn, und das Ende des Processes abwarten zu können; denn er hoffte durch Vermittelung des kurfürstlichen Vetters, des Grafen Hatzfeld, der Strafe zu entgehen. Die öffentliche Meinung und die Kreisstände hatten aber zu laut und dringend gesprochen, der

Kurfürst lies ihn requiriren und durch Husaren abholen.

Der General eilte sobald als möglich zu seinem Bruder; denn das Gerücht: er sey das Haupt der Falschmünzer, hatte sich schon allgemein verbreitet. Der Kurfürst war in Aschaffenburg. Dies geschah im Jahre 1787. Der General wollte die Ehre der Familie retten.

General. Das Gerücht spricht stark gegen Dich.

Hatzfeld. Ich bin unschuldig.

General. Schone unsrer Ehre, rette Dich.

Hatzfeld. Ich bleibe.

General. Hast Du Schulden? sage, ich bezahle sie. Aber, ich bitte Dich, entflieh.

Hatzfeld. Ich weiche nicht.

General. Geh nach Amerika. Ich gebe Dir die Reisekosten und will Dir dort eine Pension auszahlen lassen.

Hatzfeld. Niemand kann mir schaden.

General. Du bist verblendet. Du stürzest Dich ins Elend und brandmarkst Deine Familie.

Hatzfeld. Der Kurfürst kann mir nichts anhaben.

General. Die Festung erwartet Dich.

Hatzfeld. Ich habe nichts verbrochen.

General. Knieend beschwöre ich Dich, beschimpfe die Familie nicht; flieh. Wir alle wollen für Dich sorgen.

Hatzfeld. Unnütze Mühe! Ich bleibe.

General. Der Kurfürst kann Dich nicht schützen.

Hatzfeld. Er muß.

General. Man beschuldigt Dich des Falschmünzens und der Giftmischerei.

Hatzfeld. Das ist nicht wahr. Man kann viel sprechen, aber nichts beweisen.

General. Um Gotteswillen, Bruder, folge mir, und gehe nach Amerika! Es soll Dir weder an Geld noch an Empfehlungsbriefen fehlen.

Hatzfeld. Habe alles nicht nöthig.

General. Nun wohl, so bleib. Aber bist Du schuldig, so sey gewiß, daß ich kein Wort um Deinetwillen verlieren werde, so wenig, wie Deine übrige Familie.

Auch die Gräfin, seine Gemahlin, suchte ihn zur Flucht zu bewegen. Vergebens.

Indessen beschloß der Graf, um sich sicher zu stellen, den Jäger, der Rohascheck geholt und vergiftet hatte, aus dem Wege zu räumen. Er löste Lapis infernalis in Scheidewasser auf, und mischte dies unter sein Getränk. Die Wirkung war schnell. Der Jäger schrie: „ich bin vergiftet!" Der ganze Hofstaat in Aschaffenburg nahm hieran Theil. Die Kunst der Aerzte rettete ihm indessen das Leben.

Nun war ein gefährlicher Zeuge da, der um so erbitterter war, da er in Todesgefahr geschwebt hatte. Die Anzeigen gegen den Grafen wurden immer stärker. Die Aussagen des gefangenen von Linden kamen hinzu, und mit blutendem Herzen mußte der Kurfürst den Befehl, zur Verhaftung seines Vetters, ertheilen.

Die Gattin des Gefangenen eilte zum Regenten, fiel ihm zu Füßen und flehte um Gnade. Wie gern hätte Karl Joseph sie gewährt! Wie gern hätte er die Schande von seiner Familie abgewälzt! Doch er konnte den Seinigen das Opfer nicht bringen, daß er die laute Stimme des Publikums nicht geachtet hätte. Der Mord Nohaschecks tönte in allen Gassen, dessen Wittwe laut Genugthuung gefordert und noch nicht erhalten hatte. Die intentionirte Vergiftung des Jägers, der sie seinem Herrn auf den Kopf Schuld gab, und endlich das gerichtliche Protocoll über die Gefährten, zwangen den Kurfürsten, dem Verbrecher den Pro-

ceß machen zu lassen. Er gab der trostlosen Wittwe Thränen des Mitleids, aber keine Hoffnung. Die That war zu ungeheuer, das Verbrechen in seinen Details bereits zu bekannt und die Stimme des Volks zu sehr gegen den Verbrecher, zu laut gegen den beispiellosen Mörder erhoben, als daß der Kurfürst auch bei dem besten Willen etwas für ihn hätte thun können.

Der Proceß ging nun ungehindert seinen Gang fort, und das Urtheil war: — lebenslängliche Gefangenschaft! Der Graf und von Linden kamen auf die Festung Königstein.

Die Elenden hatten den Muth gehabt, andere zu vergiften, aber sie hatten nicht die Kraft, ihrem elenden Daseyn ein Ende zu machen. Man behauptet, daß man ihnen Gelegenheit gegeben habe, sich selbst von der Schande zu befreien, daß sie es aber feigerweise verschmäht hätten.

Als in dem französischen Revolutionskriege die französischen Waffen Königstein eroberten, erhielten manche Uebelthäter ihre Freiheit. Auch Hatzfeld war unter diesen. Er ging nach Paris und klagte über erlittenes Unrecht und Verfolgung. Er hatte Recht. Das Blut des vergifteten Nohaschecks war nicht durch den Kerker gesühnt worden; er hätte auf dem Rade sterben müssen. Schonung für den raschen, unbesonnenen Mörder; unerbittliche Strenge für den vorsetzlichen und reiflich überlegenden Meuchelmörder.

Die Veteranenhöhle und ihre Vertheidiger.

In dem letzten Kriege zwischen dem Hause Oestreich und der ottomannischen Pforte, im Jahre 1788, hat vielleicht keine militärische Operation mehr Aufmerksamkeit im ganzen Europa erregt, als die Vertheidigung der Veteranenhöhle. In der That, wenn man hört, daß 1500 Grenadier dem Anfalle von 20000 Türken widerstanden, sich nach einem sechsstündigen Gefechte zurückzogen, und dann noch eine Belagerung von 21 Tagen ausgehalten haben, so verdient dies allerdings Bewunderung. Referent glaubt, seiner alten Verbindung, in

der er mit dem Commandanten dieser Heldenschaar, dem Obristlieutenant von Stein gestanden, noch dies Blatt seinem Andenken weihen, und auch seine Privatgeschichte dem Publikum mittheilen zu müssen.

Ludwig, Freiherr von und zum Stein, war der zweite Sohn aus der kinderreichen Nachkommenschaft des Freiherrn Carl Philipp von Stein, des ersten protestantischen Kammerherrn, und in der Folge geheimen Rathes des mainzer Hofes. Seine militärische Erziehung erhielt er von dem trefflichen und unvergeßlichen Hertenschneider, Professor der Mathematik in Straßburg. Sein Oheim, der General Feldmarschall-Lieutenant von Gemmingen, verschaffte ihm eine Offizierstelle im Infanterie-Regiment Anton Colloredo, das in Ollmütz in Garnison lag. Schon als Unterlieutenant zeichnete sich der junge Stein durch seltene Redlichkeit, Bravheit und Unerschrokkenheit aus.

Der baiersche Krieg von 1778 bis 1779, verschaffte dem Herrn von Stein die Hauptmannsstelle bei einer Grenadiercompagnie. Unter dem General, Grafen Wallis, sollte ein Angriff auf Neustadt in Schlesien gemacht werden. Hauptmann Stein näherte sich dem General: „Geben Ew. Excellenz mir vier Grenadiercompagnieen, und das Nest ist unser.“ Vous avez la tête bien chaud, erwiederte kaltblütig der General, und zog sich nach einigen Kanonenschüssen wieder ins Gebirge zurück.

Nach dem Teschner Frieden 1779, kam der Hauptmann nach Worms auf Werbung.

Im Jahre 1785, bei den Streitigkeiten an der Schelde, formirte er ein Freicorps, das er nach zwei Monaten dem alten Regimente Tillier an die Seite stellen konnte.

Der alte Feldmarschall, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, äußerte nicht wenig seine

Verwunderung hierüber gegen seinen Adjudanten, dem nachmaligen General Seckendorf, und fragte den Major Stein nach gehaltener Musterung: „Wie ist es möglich, daß Sie in so kurzer Zeit Ihr Bataillon auf die Art formiren konnten?“ — „Durch Fleiß und durch den Stock,“ erwiederte dieser, der ungeachtet seiner Strenge, von seinen Leuten fast angebetet wurde.

Der Krieg brach aber nicht aus, und der Major von Stein ward zum Regimente Brechainville versetzt. Mit seinem Bataillon rückte er nun 1788 in den Bannat.

Der große Militärreformator Lascy, beschloß den Krieg defensive zu führen, und einen 120 Meilen langen Cordon zu ziehen, ohne zu erwägen, daß der Soldat hinter der Brustwehr schon halb besiegt ist.

Unweit der Veteranihöhle, an der Donau, schon berühmt durch die Niederlage des östreich-

schen Generals, Grafen Veterani, der mit 6000 Mann das Leben hier verlor und seitdem Veteranenhöhle benannt, sollte Major Stein, der nun Obristlieutenant geworden war, den Uebergang des Feindes verhindern. Diese Höhle liegt im Hintergrunde eines Gebirges, das sich unmittelbar an dem linken Ufer der Donau erhebt. An dem Berge selbst ist der Eingang derselben, eine kaum 4 Schuh tiefe und 2 Schuh breite Grube. Die Höhle selbst aber hat einen so weiten Raum, daß er dem Umfange des Berges gleich kommt. Es können darin wohl 1200 Mann Platz haben, und man hat für ihre Besatzung Pritschen gemacht. Ferner ist hier Wasser, ein Backofen, eine eiserne Thüre, um die Höhle zu versperren, und ein großer Vorrath von Lebensmitteln und Ammunition vorhanden.

Es war am 8ten August 1788 gegen Abend, als der Obristlieutenant Stein durch einen seiner Spione die Nachricht erhielt, der

Seraskier werde ihn am andern Tage, mit Anbruch des Morgens, mit einer Macht von 20000 Mann angreifen. Stein zog seine Grenadiere zusammen, und lehnte sich, so gut er konnte, an den Berg.

Den 9ten August frühmorgens wollte er dem Seraskier selbst angreifen, aber dieser zögerte, wegen des dicken Nebels, bis 11 Uhr, wo jetzt der Seraskier den Obristlieutenant von Stein aufs heftigste angriff.

Die Grenadiere fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Gegen 3 Uhr nachmittags wurde jedoch die halbe Division von der Uebermacht abgeschnitten und niedergehauen. Nun zog sich Stein in die Höhle, die schon mit einer Compagnie Croaten und Jäger, unter dem Befehle des Grafen Thun, besetzt war, zurück.

Der Kaiser brach den 10ten von Semlin auf, um die Türken zu vertreiben. Aber die

Türken strömten, 130000 Mann stark, über die Donau, und schlugen bei Mehadia und Karansebes sich tapfer herum.

Stein erwartete Hülfe und Lebensmittel. Die Türken bombardirten die Höhle, und schleuderten zuletzt Fässer mit Unrath und Aesern angefüllt hinein. Es entstand nun ein Gefängnißfieber unter der Besatzung, doch immer verweigerte der Obristlieutenant die Uebergabe. „Lieber todt als gefangen," war sein Wahlspruch. Seine Leute konnten kaum mehr auf den Füßen stehen, und krochen wie Leichen herum. Da bat Stein um freien Abzug. Die Türken fühlten Hochachtung für den Mann mit dem Ordenskreuze, (Stein war deutscher Ritter) und gingen seinen Vorschlag ein. Der Ausmarsch war beschwerlich, die Türken mußten ihnen hülfreiche Hand leisten. Noch beschwerlicher war der Abmarsch über den Ziegenpfad. Die Türken mußten die äußerst matten, kranken und er-

schöpften Oesterreicher leiten. Dies geschah auch von den Barbaren mit der freundlichsten Sorgfalt; und der edle Seraskier hatte dem Obristlieutenant selbst den Degen zurückgegeben.

Die ganze Garnison bedurfte mehrerer Monate der Pflege und der medicinischen Hülfe im Hospital. Kaum konnte der Obristlieutenant vor dem commandirenden Chef erscheinen, als man ihm vorwarf, daß er sich in die Veteranenhöhle geworfen, durch Anhäufung der Truppen die Lebensmittel eher verzehrt, die Ammunition früher aufgebraucht, und, mit einem Worte, befehlswidrig gehandelt habe. Stein bewies durch Thatsachen den Ungrund dieser Beschuldigungen. Indeß bekam der Graf Thun das Theresienkreuz. Das Kriegsgericht ließ endlich dem Obristlieutenant Gerechtigkeit wiederfahren. Man bot jetzt auch ihm das Theresienkreuz an. Mein Kreuz erlaubt mir kein anderes zu tragen, versetzte Stein. Man sprach darauf von einer Beloh-

nung an Geld. Ich diene nicht für Geld, erwiederte der hochherzige deutsche Ritter.

Laudon erschien bei der Armee und die Türken flohen. Laudon befahl den Sturm auf Belgrad. „Erlauben Ew. Excellenz, daß ich mit meinem Bataillon dabei seyn darf?“ bat Stein. Laudon gewährte es ihm. Er war einer der Ersten in der Stadt und so glücklich, von keiner Kugel getroffen worden zu seyn.

Preußen drohte im Jahre 1789 mit Krieg. Laudon beorderte mehrere Regimenter an die schlesische Grenze. Stein marschirte mit Vergnügen aus einem Lande, wo zwar Ehre; aber auch Verdruß und Krankheit seine Schritte begleiteten. In Gran überfiel ihn ein hitziges Fieber, das sein kurzes aber ehrenvolles Leben endigte.

Der Obristlieutenant war mittler Größe, gut und ebenmäßig gebaut, und hatte ein scharfblickendes feuriges Auge. Er war ein

vortrefflicher Reiter, unerschrocken, fest, bieder und grade, aufrichtiger und wahrer Freund. Soldatenfreund bis zum Enthusiasmus, streng, selbst hart im Dienste. Seine Fehler waren die Fehler des sanguinischen Mannes. Ich sage mit Lenz bei seinem Grabeshügel:

„Dahin, mein Freund!
„Daß nun ein Edler wen'ger ist!
„Auch wenn du schon einst wirst verwesen,
„So sollens hier noch Edle lesen,
„Wie edel du gewesen bist."

Die vom Ehemann vermiethete Frau.

Bei den freien Britten, wie sie sich zu nennen belieben, herrscht unter dem gemeinen Volke der Gebrauch, die Weiber wie Last- oder Hausthiere zu verkaufen. In diesem so hochgepriesenen Lande der Freiheit nun, bindet John Bull seiner Frau einen Strick um den Hals, führt sie damit auf den Markt, und verkauft sie dort so gut wie er kann. Gewöhnlich, sagen die Zeitungen, zu 4, 5, höchstens 6 Schilling englisch. Archenholz erzählt in seinen brittischen Annalen, daß in Sheffield eine arme Frau, nach dem Tode ihres Mannes, dem Kirchspiele zur Last gefallen wäre. Um sich derselben zu entledigen, kauften die

Kirchenvorsteher einen Strick zu drei Pence, und ließen sie damit nach Lichtfield auf den Markt bringen. Auf dieser Reise mußten die Führer über eine Brücke, wo sie für ihre Waare, wie für ein Heerdenthier, 4 Pence Brückenzoll erlegen mußten. O du heilige Freiheit! Auf dem festen Lande gelten unsre Weiber doch noch mehr; denn wenn sie gleich zuweilen verkauft werden, so ist hingegen auch ihr Preis bei weitem beträchtlicher. Beispiele hievon lieferten in neuern Zeiten: 1) Fürst Palm in Wien, der seine Gattin von dem Herrn von Imhoff für 23000 Fl. erstanden hatte; 2) Kammerherr von Dyherrn im Magdeburgischen, welcher die seinige von einem gewissen Kriegsrath für etliche tausend Thaler erhielt; 3) Herr von Alvensleben, der des Schauspiel-Directors Döbbelins Ehehälfte sich kaufte. Aber gütiger Himmel, wer kennt alle die Damen, die erkauft oder nicht erkauft, andern Männern selbst mit Wissen und Willen ihrer Alten zu Theil wurden! Die meisten dieser Verträge

geschehen ohne Notar und Zeugen, doch hört man selten, daß die Wechsel i. e. die Billets doux protestirt würden, und die Bezahlung nicht ganz in der Stille, ohne Resspittage, schnell und prompt geschehen wäre. C'est par un revivement des parties. Das alles ist ganz natürlich und erregt nicht das mindeste Erstaunen. Wenn aber ein Gatte seine Frau gleich einen Studentenklepper vermiethet und als Pferdephilister Reitgeld verlangt, so ist das doch ein wenig zu arg. Unmöglich! werden meine schöne Leserinnen ausrufen. Wenn auch der Mann so schlechtdenkend seyn sollte, so haben wir doch zu viel Ehrgefühl und weibliche Schaam. Ich muß Ihnen widersprechen, meine Damen! Niemand kann nachgiebiger gegen das schöne Geschlecht seyn und demselben mehr zu Gefallen leben als ich; aber hier darf ich es nicht und muß Ihnen einen Vertrag, wie es vielleicht noch nie einen gegeben hat, mit allen möglichen Nebenumständen berichten.

Im Jahre 1779 lebte in der Residenz des Herzogs Karl Eugen, der Kammerherr von Lepell mit seiner reizenden Gattin. Zur nemlichen Zeit war Mr. de Mackau französischer Gesandter. Jung, lebhaft, feurig und einschmeichelnd, wußte sich der Letztere bei der Kammerherrin Eingang zu verschaffen. Er liebte die schöne Frau und sie blieb nicht unempfindlich. Der Kammerherr, dessen Finanzen nicht die glänzendsten waren, drückte ein Auge zu. Da aber die Besuche häufiger wurden, da man nicht mehr flüsterte, sondern laut davon sprach, faßte er einen ungewöhnlichen und sonderbaren Entschluß. Er führte Herrn von Mackau in sein Cabinet, und leitete folgendes Gespräch ein.

Lepell. Mein Herr, Ihre Besuche gereichen mir zur Ehre und Schande.

Mackau. Ich werde nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin; ich denke zu rechtlich.

Lepell. Um meinetwillen kommen Sie nicht, sondern wegen meiner Frau, die Sie lieben.

Mackau. Wer kann sie sehen und sie nicht lieben!

Lepell. Verbunden für das Kompliment. Aber es ist nicht meine Absicht, dergleichen zu hören, sondern Ihnen einen vernünftigen Vorschlag zu thun.

Mackau. Worin kann ich Ihnen dienen? Reden Sie, lieber Kammerherr.

Lepell. Geduld! — Sie besuchen meine Frau, schließen sich mit ihr ein, und bleiben Stundenlang bei ihr, vermuthlich nicht, um mit ihr zu beten. Wissen Sie was, ich will Sie nicht hindern. Meine Frau liebt Sie, und ich wäre ein Thor, mich zu widersetzen, denn es würde zu nichts helfen. Ich bekümmere mich ins künftige um alle ihre Besuche gar nicht mehr.

Mackau. Wie meinen Sie das?

Lepell. Sie haben die Güte mir eine Obligation von 16000 Gulden zu geben, damit

ich die wilden Sprößlinge, die in meinem Garten etwa gedeihen würden, ernähren kann.

Mackau. Zum Teufel, 16000 Fl.! das ist verdammt theuer! Dafür könnt ich ein halbes Regiment Weiber haben. Die Hälfte, Baron, wäre auch wohl genug.

Lepell. Sie könnten wohl ein Regiment Weiber bekommen, wie Sie sagen; aber gewiß kein so schönes Weib, wie das meinige.

Mackau. Das ist nun wahr. Sie ist göttlich!

Lepell. So innig! so schmachtend!

Mackau. So sanft! so geistreich!

Lepell. Bedenken Sie dabei, daß Sie kein Hauskreuz, keine Kinder, keine Sorgen, keine Ausgaben weiter davon haben.

Mackau. Hören Sie, Sie gefallen mir. Ihre Freimüthigkeit entzückt mich. Sie sind noch ein vernünftiger Mann, wie es wenige giebt. Ich gebe Ihnen 5000 Fl. für ein halbes Jahr...

Lepell. Legen Sie noch 1000 zu, und unser Handel ist geschlossen.

Mackau (besinnt sich ein wenig.) Nun, es sey! Nach sechs Monaten fällig. Geben Sie Papier, und ich schreibe gleich einen Sola-Wechsel.

Der Kammerherr holte Schreibmaterialien, und Mackau fertigte zwei Wechsel aus, die er dem Baron einhändigte.

Von diesem Augenblick an lebte die Frau von Lepell ungestört mit ihrem Geliebten. Man sprach zwar von dem vertraulichen Umgange; aber Niemand ahnete das wirkliche Verhältniß. Endlich erschien der entscheidende Zeitpunct der Bezahlung. Herr von Mackau bat mehrere Kavaliere zum Mittagsessen, unter andern auch den gefälligen Ehemann. Ueber Tische sprach man von Abentheuern. Dies erwartete der begünstigte Liebhaber. Meine Herren, fing er an, was denken Sie von einem Ehe-

mann, der seine Frau auf Monate vermiethet? — Das ist unmöglich, erwiederten die Anwesenden. — Und doch trifft hier der Fall ein, fuhr Mackau fort, es giebt einen Kavalier, der seine Frau auf einige Zeit und für eine beträchtliche Summe vermiethet hat. Was denken Sie von demselben? Dem Herrn von Lepell wurde bald heiß, bald kalt; er wußte nichts zu sagen. Das ist ein Elender, versetzten die Gäste. Nun, meine Herren, sagte Mackau ganz kalt, sehen Sie hier den Herrn Baron, welcher mir seine Gattin auf sechs Monate für 6000 Fl. überlassen hat.

Die Gesellschaft war wie vom Donner gerührt.

Soll ich die Summe bezahlen? fuhr Mackau fort.

Nein! erscholl es aus aller Munde, er verdient Verachtung, der Mann, der so niedrig handelt.

Also, mein Herr Baron, begann Mackau, werden Sie nichts erhalten.

Sprachlos wankte dieser vom Stuhl auf. Die Gesellschaft erhob sich, und Mackau eilte zur Frau, ihr alles haarklein zu erzählen.

Frau von Lepell ward über diesen Handel äußerst aufgebracht, und konnte den Gedanken, so unwürdig gemißbraucht zu seyn, nicht ertragen. Die Sache wurde ruchtbar, denn die Zeugen konnten, ihrer Ehre wegen, nicht schweigen. Der Herzog, davon unterrichtet, ließ den Kammerherrn arretiren. Die Gattin kam beim Consistorium klagend ein, und drang auf die Scheidung. Der Proceß begann, und endigte mit der völligen Trennung. Der Baron wurde zum Lohn seiner niederträchtigen That auf die Festung Asperg gebracht. Da die Kinder Vater- und Mutterlos waren, und kein Vermögen besaßen, so nahm der Fürst sie in die Militärakademie auf, um ihnen Erziehung und Unterhalt zu geben. Man muß dem Her-

zog Karl die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sich manchen armen Teufels annahm und ihn anständig versorgte. So wurden in seiner Militärakademie von Norrmann, Mandelsloh, Batz, Schiller, Massenbach, von der Lühe, Miller, von Lehsten und mehrere berühmt gewordene Männer gebildet.

Herr von Mackau ging nach Paris, wohin die Frau von Lepell ihm folgte, um ihn aufzufodern, ihre seine Hand zu geben. Die Ehe ist nach den alten katholischen Kirchengesetzen ein Sacrament, das unauflöslich ist. Hierauf stützte sich Herr von Mackau, indem er sich weigerte, ihren Wunsch zu erfüllen. Frau von Lepell sah sich also in ihren liebsten Hoffnungen getäuscht, ihren ehemaligen Gatten im Kerker, ihre Kinder ihr entrissen und vom Regenten für die seinigen angenommen.

Das fernere Schicksal der schönen, unglücklichen Frau ist dem Referenten nicht bekannt,

da er bald darauf diese Gegend verließ. Der ganze Vorfall ist übrigens ein neues Beispiel, wie weit Charakterlosigkeit, Verschwendung und übertriebener Hang zur Sinnlichkeit die Menschen auf Abwege leiten können; denn Herr von Lepell hatte sonst kein böses Herz, aber sein Aufwand, seine oftmals bedrängte Lage, seine anderweitigen kritischen Verhältnisse rissen ihn hin, einen Schritt zu thun, den kein rechtschaffener, ehrliebender Mann jemals billigen noch thun kann. Wie wahr ist, was Lessing sagt:

„Laß dich vom Teufel bei einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig!"

Der betrogene Werbeoffizier.

Die Sucht, große und schöne Leute im Militärdienst zu haben, verbreitete sich seit Friedrich Wilhelm des Ersten Zeiten nicht nur über Deutschland, sondern auch über ganz Europa.

Die preußischen Werbeoffiziere hatten vorzüglich den Ruf der Verschmitztheit, und man beschuldigte sie selbst öfters der Gewaltthätigkeit.

Um Beispiele ihrer List und Verschlagenheit anzuführen, darf man nicht in all zu weiter Ferne sich umsehen. Ein gewisser Obrister Collignon unter andern that Wunder in diesem Geschäfte. Studenten wurden als Regiments-Feldprediger, Auditöre und Feldärzte angewor-

ben, mußten aber, so wie sie beim Regiment ankamen, gemeine Soldaten werden; sogar einen Regimentsglaser hatte man für das Husarenregiment von Belling engagirt. Jeder Regimentschef glaubte sein Ruhm erheische es, viele und schöne Leute herbeizuschaffen. Gewöhnlich wählte er einen Offizier seiner eignen Mannschaft aus, gewandt, rasch und verwegen, welcher alles anwandte, um der Erwartung seines Commandeurs zu entsprechen, und oft that und wagte, was vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit nicht entschuldigt werden konnte.

So geschah es, daß ein französischer Dragoner-Lieutenant einen Unteroffizier in ein Benedictinerkloster in Lothringen, unter der Maske eines reuigen Sünders, abschickte, der hier Gelegenheit fand, mit den Novizen genauere Bekanntschaft zu machen. Er malte ihnen den Reiz des Soldatenlebens mit so schönen Farben, daß drei mit ihm verschwanden, um Dienste zu nehmen. Diese Herrlichkeit

währte aber nicht lange. Zwei von ihnen bereuten den gethanen Schritt und schrieben voll Reue an den Prälaten, der ihnen zwar Verzeihung angedeihen ließ, ihnen aber die Buße auferlegte, sich in ein Kapuzinerkloster zu begeben. Der Dritte zog das Casket der Kapuze vor, blieb Dragoner, und wurde, weil er etwas studirt hatte, in Kurzem Unteroffizier.

Die preußischen Regimentsinhaber sparten weder Geld noch andere Mittel ihre Zwecke zu erreichen, deswegen hatten auch die Offiziere, welche auf Regimentskosten warben, ein freieres Spiel als diejenigen, welche für königliche Rechnung dies Geschäft trieben. In wie ferne man aber auf solche betrogenen und zuweilen mit Gewalt erzwungenen Martissöhne rechnen konnte, lehrt die Erfahrung, daß in dem Feldzuge von 1778 und 1779 die preußische Armee 18000 Mann durch Desertion verlor.

Das Regiment Kronprinz, das in Potsdam in Garnison stand, hatte Regimentswer-

bung, und schickte einen sehr gewandten, brauchbaren, verschlagenen und schönen Offizier nach Pforzheim. Herzog Eugen von Wirtemberg, der selbst ein schönes Militär hatte, duldete keine fremde Werbung in seinem Lande. Seine Garde zu Fuß, so wie die zu Pferde, bestand in auserlesenen Leuten. Natürlich also, daß die Fremden an der Grenze darauf Jagd machten; aber auch sehr natürlich, daß der Herzog ihnen, so viel an ihm lag, den Eintritt zu verwehren suchte. Wo sie aber nicht hinkommen konnten und durften, da schickten sie ihre Emissäre und Unterhändler; dies waren gewöhnlich Juden, Freudenmädchen, und — Bettelmönche.

Ein Freudenmädchen verführte von der ehemaligen churpfälzischen Garde vier Grenadiere, mit denen sie sich nach einander trauen ließ, jeden einzelnen auf dem Marsch begleitete; aber immer wieder, auf frische Werbung, in ihr Standquartier zurückkehrte.

Als aber die feile Dirne den fünften wegkapern wollte, wurde sie entdeckt und ohne weiteres ins Spinnhaus auf zeitlebens einquartirt. — Gewöhnlich ist unter solchen Umständen ein verkleideter Unteroffizier der einsegnende Priester, folglich konnte von einer solchen wilden Ehe nicht große Notiz genommen werden.

Ein andrer preußischer Werbeoffizier bediente sich so glücklich der Juden zu seinen Absichten, daß er mehrere von der herzoglichen Fußgarde zur Desertion verführen und an die Grenze bringen, wo er sie dann gleich empfing und weiter transportiren ließ. Dieser vielfältige Raub seiner Mannschaft brachte den Herzog sehr auf, und er setzte eine Prämie auf jeden wieder eingebrachten Deserteur. Zugleich versprach er demjenigen eine große Belohnung, der ihm den Werbeoffizier selbst oder auch nur einen seiner Leute verschaffen könnte. Man versuchte es, den Werber über die Grenze zu locken; aber dieser war sorgfältig

auf seiner Hut. Man gewann endlich einen seiner innigsten Vertrauten, einen äußerst verschmitzten Juden, der ihm die meisten Deserteure zugebracht hatte. Der Plan wurde mit demselben genau bestimmt, entworfen und verabredet. Tag und Stunde bezeichnet und der Jude ging an sein Geschäft.

Die Grenze zwischen Baden und Wirtemberg wird auf der Chaussee durch einen Pfal bezeichnet. Der Werbeoffizier wagte sich nie weiter, als bis zu dem Pfale, seit er im Wirtembergischen für vogelfrei erklärt war.

Der Jude kam eines Tages zu ihm, und sagte:

„Auf, Herr Lieutenant, wir müssen wieder vor. Zwei Gardereiter werden heute Abend mit Sattel und Zeug desertiren, denen müssen wir entgegen, um sie zu empfangen.“

„Höre, Mauschel, bis an den Pfal reite ich nicht gerne, der Teufel kann sein Spiel haben.“

„O weih geschrien! hab' ich den Härrn belogen? Hat der Härre nit schon manchen schönen Fang gethan? Vårlaß er sich uf mich!"

Die Nacht war so finster, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen konnte. Der Jude ging voraus, und der Lieutenant ritt nach.

„Höre Mauschel," fing dieser endlich an, „ich glaube, wir sind schon dem Grenzpfale vorbei."

„Nå, nå Härr, es sind noch über hundert Schritt bis dahin, komm er nur mit!"

Trapp! trapp! hörten sie zwei Reiter.

„Do sind se! do sind se!" schrie der Jude, und sprang auf die Seite.

Die Reiter kamen heran, und zu gleicher Zeit sprangen von beiden Seiten Soldaten hervor, und umringten den Werber. Einige fielen dem Pferde in den Zügel, während andere den Verrathnen entwaffneten. In zwei Minuten

nuten sah er sich außer Stand gesetzt, die mindeste Gegenwehr zu leisten. Von aller Hülfe entfernt, von Feinden umgeben, blieb ihm nichts übrig, als sich seinem Schicksale geduldig zu unterwerfen.

Der Marsch ging rasch vorwärts, und man brachte ihn auf die Festung Asperg, wo man ihn eng verwahrte. Der Unglückliche hoffte indeß mit Gewißheit, daß sein Regiments-Chef sich für ihn beim Könige verwenden würde. Doch nur der Glückliche hat Freunde! im Unglücke treten diese meistens zurück. Diese bittere Wahrheit mußte der Werbeoffizier erst in seinem Kerker kennen lernen. Weder der Regiments-Chef, noch der Commandeur, noch der Gesandte von Madeweis, noch der König suchten seine Befreiung nach. Von allen verlassen, in düstere Mauern eingeschlossen, fiel das unglückliche Opfer seines übertriebenen Diensteifers zuerst in tiefe Schwermuth, und zuletzt in Wahnsinn. Zwan-

zig Jahre einer bedauernswürdigen kläglichen Existenz verlebte der Elende hier, ehe der wohlthätige Tod ihn von seinen Qualen befreite. Friedrich wollte nichts von ihm hören; er sagte, that und schrieb nie etwas für ihn.

Herzog Karl Eugen war theils durch seine Gemahlin, einer Prinzessin von Baireuth, so wie auch durch seine Schwägerin, der Gemahlin seines Bruders Friedrich Eugen, einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, mit dem Hause Brandenburg verwandt; aber nie verwendete sich der große Friedrich bei seinen Verwandten für die Werber, wenn sie in ihrem Eifer zu weit gegangen waren. Wie oft wurden sie von den Bauern gemißhandelt, nicht nur in fürstlichen Ländern, sondern auch von ritterschaftlichen Unterthanen, und nie hat weder das Werbecommando, noch der Gesandte sich je in diese Streitigkeiten gemischt. Man möchte beinahe behaupten, sie wären selbst von ihrem Herrn als priveligirte Räuber angesehen

worden, bei deren Absendung man etwa zu sich selbst sagte: raubt Menschen, so viel ihr könnt. Glückts euch, so dankt dem Himmel; glückts nicht, auch gut; man wird sich nicht um euch kümmern. Tragt eure Haut auf den Markt, so gut ihr könnt. Ihr habt stillschweigende Billigung zu allem, was ihr beginnt. Werdet ihr aber ertappt, dann weiß man nichts mehr von euch. Uebrigens ist's nicht wahrscheinlich, daß ein ehemalig preußischer Commandeur dem beorderten Werbeoffizier ein solches Prognostickon vorgestellt habe; denn sonst würden die meisten für einen so gefahrvollen Dienst sich bedankt haben.

Auch unter guten Regenten können Bösewichter der Strafe entgehen.

Nur eine Stimme erschallte vor noch nicht langer Zeit vom Bodensee bis zum Ausflusse des Neckars: unser Fürst ist gut, menschenfreundlich, leutselig, weise, hört jedermann an, will das Gute, und wir lieben ihn alle! Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, der Großherzog Karl Friedrich von Baden ward von seinem Volke angebetet. Er war seines Volkes Vater, Rath, Wohlthäter und Lehrer! Er war es, der den Landbau vervollkommnete; der seinen Unterthanen den Kleebau theoretisch und practisch zeigte, ihnen selbst die Saat mehrere Jahre hindurch schenkte; er, der nach

und nach die Gemeinweiden (Allmenden) unter die Einwohner vertheilte, selbst mit Aufopferung seines eignen Interesses; er, der bei der Acquisition des baden-badenschen Antheils die Leibeigenschaft aufhob; er, der alles Gute und Nützliche mit Freuden ergriff und beschützte! Möglich, daß manche über seine Sparsamkeit klagten; möglich, daß er manchen Hitzkopf erst wollte ausbrausen lassen, ehe er ihn beförderte. Immerhin! der edelste, beste Theil des Volks, der Landmann preiset ihn, und dessen Stimme wird sich über alle andere erheben.

Diese Volksliebe, die festeste Stütze und Säule der Regierungen, zeigte sich überall in seinen Landen.

Sein argloses Herz ward öfters von denen betrogen, welchen er sein Vertrauen schenkte. Keinen Trug ahnend, hielt er alle, die sich ihm unter der Maske der Biederkeit näherten, für ehrliche Leute. Guter Fürst! unter dem Deckmantel der Religion, der Aufrichtigkeit

und der Tugend, täuschte man dich auf das grausamste! Du gabst alle Woche einmal deinen Unterthanen Audienz, versprachst ihnen Hülfe, Linderung und selbst Unterstützung — doch geschah so häufig das Gegentheil von dem, was du wolltest und was du befahlst. —

Den Beweis liefert mir ein Bauer aus dem Amte Baden, der vor etwa 20 Jahren mit dem damals dort regierenden Amtmanne B k r einen Proceß hatte, der dem Müller Arnoldschen unter Friedrich II. ähnlich war. Die Bevollmächtigten der Themis verstehen sich mit ihren Handwerksgesellen, den Advokaten, überall so gut, daß die armen Kläger ein für allemal gerupft werden, und sie das Mark saugen. Herr Amtmann B k r war ein Meister in dieser Kunst, er benutzte so trefflich seinen Strickius, Quistorp und Senkenberg, daß der Bauer verlieren mußte. Des Klägers gesunder Menschenverstand war aber noch nicht gefangen genommen, folglich suchte er sein

Recht weiter — und appellirte. Auch sein Advokat schluckte ein Stück Feld nach dem andern, bis endlich dem Bauer nichts übrig blieb, als sein Haus. Recht muß doch Recht bleiben, dachte der Unterdrückte, und verkaufte auch dieses, aber auch dies Geld wurde verprocessirt, und der arme Teufel hatte nun nichts mehr. Da nun nichts mehr zu verdienen war, trat der Advokat zurück, und der Herr Amtmann hatte freies Spiel. Fürs erste wurde der arme Teufel festgenommen, dann ein Bericht über dessen Gemüthszustand abgestattet, der ziemlich mit der Wahrheit übereinstimmte. Der Bauer sey wahnsinnig, hieß es, (das war sehr begreiflich, da man ihn um alles gebracht hatte) er könne durch seine Tollheit gefährlich werden, (dem Herrn Amtmanne mochte wohl selbst für sein Leben bange seyn) man müsse ihn also ins Tollhaus nach Pforzheim schicken.

Der Bericht ging ab, und da der Amtmann Bkr ein beeidigter Diener der Ge-

rechtigkeit war, maß man ihm Glauben bei. „Der Bauer wird ins Tollhaus gesperrt,“ so lautete der Bescheid. Diesem zufolge wanderte nun der Verarmte in die Versorgungsanstalt. Aber sie wurde ihm zur Wohlthat — der Verwalter sowohl, als auch der Arzt beobachteten den Neuangekommenen, prüften ihn sorgfältig, und überzeugten sich hinreichend, daß er nichts weniger als toll sey, vielmehr sehr richtig, klar und consequent alles einsehe und sich selbst als das Opfer seiner Rechthaberei anklagte. — Nach dieser Einsicht berichteten beide Biedermänner und baten um die Befreiung des Bauern.

Der Fürst verlangte den Unglücklichen selbst zu sprechen. Er kam in die Residenz und klagte dem Landesvater sein erlittenes Unrecht, seine Leiden und seine Unterdrückung. Nichts war natürlicher, als daß ihm Schadloshaltung versprochen, und der gestrenge Herr Amtmann zur Rechenschaft gezogen ward. Jedermann

sah begierig der Bestrafung dieses juristischen Raubes und Frevels entgegen, und Mancher wähnte schon, daß er, nach der Kunstsprache, abgesetzt werden würde.

Doch der Her Bkr hatte Freunde, und der Geheimerath Myr wußte die Sache so zu drehen, daß er zwar seine Stelle in Baden verlor, doch die zu Etgn, zwei Stunden von der Residenz, dafür erhielt.

Die Beschützer und Freunde des Schuldigen benutzten das vortreffliche Herz des Regenten, zeigten ihm die Gattin und Kinder desselben brodlos und darbend, und bewirkten auf die Art die Linderung des Urtheils.

Referent fand ihn nachher in seinem Pathmos, wo es ihm nicht so übel zu gehen schien, als einst dem Apostel.

Die Zeitgenossen und die Nachkommen werden den Markgrafen Karl Friedrich als

das Muster eines helldenkenden, wohlthätigen, menschenfreundlichen, sparsamen, frommen, gerechten und milden Fürsten verehren, und doch vermochte er nicht alle Gewaltthätigkeiten zu verhindern, alle Ränke und Verbrechen zu bestrafen.

Sein Herz, das immer tagelang leidet, wenn er ein Todesurtheil unterzeichnen muß, hätte bei einem gerichtlichen, durch die Gesetze gleichsam autorisirten Verbrechen schweigen müssen.

Die Geschichte erzählt uns, daß Landgraf Heinrich der Eiserne, einst, auf der Jagd verirrt, in die Hütte eines Schmidts kam und dort ein Nachtlager suchte. Der Meister war bei der Arbeit und rief bei jedem Schlage des Hammers auf den Ambos: „Landgraf, werde hart!“ Heinrich foderte Erklärung, der Schmidt sagte: „Der Herr ist gut; aber seine Amtleute begehen unter seinem Namen Ungerechtigkeiten.“

Heinrich kehrte nachdenkend nach seinem Hoflager zurück, und züchtigte in der Folge die Frevler, die ihre Gewalt mißbrauchten. Die Amtleute zitterten, aber das Land segnete sein Andenken.

Gräfin Hohenheim.

Es ist abermals Fürst Karl Eugen, Herzog von Wirtemberg, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. — So lange seine heftigen Begierden, sein'e Sucht zu glänzen, ihn beherrschten, seufzte sein Land unter dem Drucke der ihm aufgelegten Lasten; so bald aber eine edle uneigennützige Frau, die nachherige Gräfin von Hohenheim, über sein fürstliches Herz ausschließend gebot, verwandelte es sich plötzlich und sein Volk ward glücklich.

Die Geschichte dieser Gräfin ist zu merkwürdig, um sie nicht von Anfang an mitzutheilen.

Franziska von Barnedingen, wohlgewachsen, mittlerer Größe, hatte ein schönes sanftes blaues Auge, eine feine weiße Haut, einen wohlgebildeten Mund, schöne Zähne, bewundernswürdig fein geformte Hände und Füße. Sie gehörte jedoch nicht zu den ersten Schönheiten; aber ihr Charakter voll Güte, Milde, Herablassung, Gleichmuth und Geduld gewann alle Herzen.

Von alter Herkunft, aber arm, schätzte sie sich glücklich, dem misgeformten und buckelichten Baron von Leutrum, einem sehr reichen Wirtembergischen Edelmanne, ihre Hand zu geben.

Noch war Karl Eugen das Schrecken aller Ehemänner und Väter. Seine Leidenschaften waren noch nicht abgekühlt, und seine Hofleute wetteiferten, ihm gefällig zu seyn.

Dies Alles wußte Baron Leutrum, und mit großem Widerwillen nur führte er daher

seine junge reizende Gattin an den Hof. Die Stelle, die er bekleidete, nöthigte ihn, dort zu erscheinen.

Mit klopfendem Herzen folgte ihm Franziska. Eine Zigeunerin, so ging die Sage, hatte ihr als Kind schon geweissagt, daß sie den Fürstenstuhl besteigen werde. — Welche Zukunft zeigte sich ihren ahndenden Blicken! Mit süßer Hoffnung erfüllt, bot Franziska alles auf, dem Fürsten zu gefallen. Der Reichthum ihres Mannes gab ihr dazu noch mehr Gelegenheit; sie konnte ihre Reize im Juwelenschimmer zeigen, und vor dem Spiegel, dem geheimen Verbündeten aller Frauen, ungehindert sich Raths erholen, was zu thun sey.

Der sehnlich gewünschte Tag brach an, und Frau von Leutrum, an der Seite ihres Gnomen, erschien wie die Liebesgöttin neben Hephästion. Der Contrast mußte dem Fürsten auffallen. Reifer Kenner weiblicher Schönheit musterte er mit kundigem Auge das Paar, mit

Wohlgefallen auf der jungen Frau verweilend, die nur zu gut bemerkte, was in der fürstlichen Seele vorging.

Scheinbar gleichgültig sprach Karl Eugen mit dem Baron, der seine Frau wie ein Argus zu hüten vermeinte, und begnügte sich, ihm einige höfliche Vorwürfe zu machen, seine liebenswürdige Gattin auf seinen Gütern so lange schon der Langenweile überlassen zu haben.

Von der Stirn des Gemahls troff, ob dieser fürstlichen Andeutungen, schon der Angstschweiß, und fest war sein Entschluß, sobald als möglich mit Franziska auf sein Erbschloß zurück zu kehren. Der Abend verfloß für diesmal ohne weitere Abentheuer, und Leutrum kehrte nicht wenig erfreut mit seiner Gemahlin nach Hause. — Er wagte selbst schon zu hoffen, daß die Gefahr vorüberziehen werde, ohne ihn zu erreichen. — Vergebliche Hoffnung!

Karl Eugen veranstaltete einen glänzenden Ball, wozu unser Baron ausdrücklich eingela-

den wurde. — Mit welchen Empfindungen er der Einladung folgte, kann nur ein argwöhnischer Ehemann beurtheilen. — Der Fürst hatte in den Blicken der neuen Huldgöttin recht wohl gelesen, daß sie nicht unempfindlich sey; daß er ihr gefalle; daß sie ihm selbst zu gefallen suche, und es nur auf die Gelegenheit ankommen werde, den Baron in einen Aktäon zu verwandeln.

Der Ball war hiezu bestimmt, und da Leutrum seine Gemahlin nie außer Augen ließ, so erhielten einige Kammerherren geheime Befehle, ihn zu beschäftigen. — Der Fürst war im Anfange gegen die junge reizende Frau sehr zurückhaltend, und nur äußerst verstohlen sprachen seine Falkenaugen aus der Ferne mit Franzisken.

Den Kammerherren war es indessen gelungen, den Baron zu beschäftigen, und da er den Wein liebte, so wurde ihm mit den ältesten und berauschendsten Sorten — an denen der

fürstliche Keller sehr reich war — so lebhaft zugesetzt, daß er bald Alles um sich her vergaß.

Jetzt näherte sich der Fürst der Gemahlin. — Er machte sie aufmerksam auf den Zustand des Barons, beklagte ihr Schicksal und sprach von seiner Liebe! — — — — — — Er verschwand unter dem Getümmel des Balls unvermerkt mit ihr aus dem Saale; und plötzlich befand sich das junge Weib in einem von allen Seiten Wollust athmenden Kabinette, wo Alles, was Liebe, Sinnlichkeit und Genuß verführerisches und berauschendes haben konnte, ihr entgegen lachte.

Man setze sich an die Stelle der jungen Frau! Jung, feurig, mit einem geübten Verführer allein, der alles aufbot, um sie zu gewinnen, der so süß, so schmeichelnd ihr die Zukunft schilderte! — Dort dagegen einen verwachsenen, eifersüchtigen Trunkenbold, der mit Trotz und ohne Schonung foderte, was dieser so liebevoll nur zu erbitten wagte.

Alte Damen werden schnell genug seyn, das Verdammungsurtheil zu sprechen, aber auch die Jüngern? Vielleicht in Gegenwart des Mannes, oder der Hofmeisterin! aber auch ins geheim? — — Die Hand aufs Herz! würden Sie immer widerstanden haben, reizende Feen? Ich zweifle keinesweges, daß Sie nicht alle den schönsten Kampf sollten gekämpft und mit Muth den andringenden Feind zurückgeschlagen haben; aber wenn nun keine Hülfe herbeieilte, wenn der Feind immer kühner und lebhafter stürmte, alle Wege zum Rückzuge abgeschnitten wären, — dann, meine Damen, würden auch Sie, unbeschadet aller Taktik und Strategie den Kürzern gezogen und sich auf Gnade und Ungnade haben ergeben müssen.

Fürst Karl war Soldat, und hatte seine Taktik in Cytherens Hainen studiert: — so siegte er auch hier über alle Bedenklichkeiten und Franziska blieb die Nacht in seinem Kabinette. — —

Indessen wurde der Baron bewußtlos nach Hause gebracht.

Als er am Morgen erwachte, und seine Gemahlin nicht, wie gewohnt, an seiner Seite fand, schöpfte er bald Verdacht, der ihm zur Gewißheit wurde, als er vernahm, daß sie diese Nacht gar nicht zurückgekehrt sey.

Sie erschien indeß vor dem aufs höchste gereizten und aufgebrachten Gemahl. — Ihre Entschuldigungen, sehr leicht hingeworfen, vermehrten seine Wuth, und er würde sie gemordet haben, wenn sie sich nicht durch die Flucht seinen Mißhandlungen entzogen hätte. — Sie eilte zum Fürsten zurück, und bat um Schutz gegen ihren Mann und um Sicherheit für ihr Leben.

Karl hatte nicht gedacht, daß der Baron Leutrum ein weniger gefälliger Ehemann seyn würde, wie so manche andere; er nahm indessen die schöne Bedrängte gerne in seinen fürstlichen

Schutz, und es wurden ihr sofort im fürstlichen Schlosse selbst eigene Apartements angewiesen.

Der Baron wurde hiedurch vollends aufs äußerste gebracht; er foderte seinen Abschied; er schrieb dem Fürsten eine Herausforderung, die aber, nach fürstlicher Sitte, nicht angenommen wurde; er verließ endlich die Residenz, und ging auf seine Güter, wobei er den Muth hatte, dem Herzog unverholen sagen zu lassen: er würde ihn erschießen, wenn er keine Genugthuung erhalte. Karl lächelte; aber als er einst in die Nähe von Pforzheim kam, und Leutrum wirklich nach seinem Wagen schoß, da lächelte er eben nicht, sondern vermied hinführo diese Gegend, wenn er nicht von einem starken Gefolge begleitet war.

Niemand wird zweifeln, daß der Fürst sich der schönen Franziska liebevoll annahm, und nicht nur Sorge trug, daß sie von dem entflohenen Gatten geschieden wurde: sondern

auch, daß sie durch die Schenkung bedeutender Besitzungen einen anständigen Etat erhielt.

In der Folge ließ der Herzog seine Geliebte in den Reichsgräflichen Stand erheben, und lebte mit ihr als seiner erklärten Maitresse, unter dem Namen der Gräfin Hohenheim.

Sie begleitete ihn als solche auf seinen Reisen nach Frankreich, Italien und England. — Sie wurde seine unzertrennliche Gesellschafterin, und selbst als er seine berühmte so oft belachte Bibelreise machte, auf der er bekanntlich alle mögliche Arten von Bibelausgaben aufkaufte oder doch besah, war die Gräfin seine beständige Gesellschafterin.

Der Herzog war viel mit bösen Launen geplagt, die er in früheren Zeiten nur zu gerne an seinen Geliebten auf das thätlichste ausließ. — Es war nichts seltenes gewesen, ihn mit eigenen hohen Händen in diesen Anwandlungen seine Favoritinnen — mit Stockprügeln, Schlä-

gen und Ohrfeigen mißhandeln zu sehen.*) Bei der Gräfin Hohenheim erlaubte er sich

*) Auf einer frühern italiänischen Reise begab es sich, daß eine italiänische Sängerin, auch seine Maitresse, ihn in Venedig verließ. — Er reclamirte von ihr die ihr geschenkten oder, wie er angab, nur zum Putz geliehenen Juwelen, wie er solches in ähnlichen Fällen immer gewohnt gewesen war. — Die stolze Republikanerin verweigerte ihm dieses. „Ich „bin nicht mehr in Ihren Staaten, sagte sie, „sondern in Venedig. Ich habe meine Frei„heit wieder, und Ihre Geschenke sind auch „nur eine geringe Entschädigung für Ihre öf„teren Mißhandlungen. Sind Sie es nicht „zufrieden, so fodern Sie mich vor die Tri„bunäle meines Vaterlandes, das mich schüz„zen wird.“

Dieses Abentheuer hatte den Fürsten vorsichtig gemacht. Von der Zeit an mußten seine Favoritinnen, die Gräfin Hohenheim nicht ausgenommen, ihm jeden Abend den Schmuck ausliefern, den sie für den Tag von ihm erhalten hatten.

dieses nicht, ob sie gleich in großem Zwange und steter Unterwürfigkeit leben mußte.

Auf diesen Reisen mußte die Gräfin Hohenheim jedoch auch manche Kränkung ertragen. — Folgende Anecdote liefert davon einen Beweis: Freiherr von Heinitz, nachmaliger preußischer Minister und Schöpfer des Bergwesens, hatte die schöne Wittwe von Adelsheim geheirathet, und lebte mit ihr in Paris, um von dort aus die Bergwerksgeschäfte einiger französischen Kaufleute zu dirigiren. Seine jetzige Gattin hatte einige Zeit in Stuttgard an dem Hofe des Fürsten Karl Eugen verlebt, und auch seine Aufmerksamkeit, wenn auch vergebens, auf sich gezogen. Frau von Heinitz besaß sehr lange ihre Schönheit, und Fürst Karl erkannte sie in den Pariser Zirkeln gleich wieder, als er mit der Gräfin Hohenheim dort ankam. — Er ging auf sie zu — erinnerte sich, sie einst an seinem Hofe gesehen zu haben, uud stellte ihr — seine Maitresse vor! —

Obgleich in dem Reichsgräflichen Stand erhoben, obgleich Gräfin Hohenheim, so hatte sie doch die Kränkung — daß sowohl die Frau von Heinitz, als auch die Pariser Damen von dieser fürstlichen Vorstellung sehr wenige Notiz nahmen und sie mit vieler Geringschätzung behandelten. —

Als der Herzog mit seiner Geliebten wieder in seine Staaten zurückkehrte, waren die Philantropine Mode geworden, und Fürst Karl errichtete erst eine Schule für arme Soldatenkinder; dann eine höhere für die Söhne der Hofbedienten und Offiziere. Hieraus wurde nachher eine école militaire geformt und dann wieder eine Militärakademie. Nach diesem Muster mußte die Frau Gräfin ein Mädchen-Institut errichten, ganz und gar auf militärische Weise mit Subordination und körperlicher Züchtigung, gerade wie in der Militärakademie, nur mit dem Unterschiede, daß die vierzehn bis zwanzigjährigen Mädchen nicht Stockprü-

gel, sondern unter den Augen des Herzogs — die Ruthe bekamen.

So dressirte Fürst Karl in der Akademie Juristen, Offiziere, Kammeralisten, Mediziner, Künstler, Bildhauer, Maler und Schauspieler; während die Gräfin Sängerinnen, Schauspielerinnen und Hausfrauen bildete. — Ihr Institut hieß die blaue Schule, weil alles darin blaue Kleidung trug, so wie auch in der Militärakademie eine blaue Uniform eingeführt war.

Indem die Gräfin sich nun ganz in des Herzogs Launen fügte, allen seinen Wünschen zuvorkam, und ihm dadurch unentbehrlich geworden war, ereignete sich der Vorfall, daß der zweite Bruder, Louis Eugen, nach Hofe zurückkam, um sich mit seinem ältern Bruder zu versöhnen, mit dem er längere Zeit entzweit gewesen, und gerade zu einer Zeit vorgelassen zu werden begehrte, wo sich der Herzog bei der Gräfin befand. — Entschuldigungen daher Seitens der Dienerschaft. — „Ich kenne das

Weib nicht," sagte Louis; „meldet meinem Bruder, daß ich ihn habe sprechen wollen, und daß ich wieder zurück gehe."

Diese beleidigende Rede, verbunden mit der Weigerung der Gemahlin des französischen Gesandten, die der Gräfin den Rang abstritt, bewog den Fürsten im Anfange des Jahrs 1786 einen katholischen Priester kommen zu lassen, dem er Befehl gab, eine große Messe zu lesen, und in den Gebeten sogleich die Formel für Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin mit einzuschließen.

Das Hochamt wurde gehalten, die Hofleute erstaunten, als der Herzogin im Gebete gedacht wurde, und noch am nemlichen Tage erklärte der Fürst, daß er schon seit einem Jahre mit der Gräfin heimlich verheirathet gewesen wäre.

So war Fräulein Franziska von Barnedingen regierende Fürstin, und die Prophezeihung der Zigeunerin in Erfüllung gegangen.

Ihr Betragen in diesen neuen glänzenden Verhältnissen war musterhaft. — Nie zeigte Franziska Uebermuth und Laune; immer dem Fürsten unterwürfig war sie über sich selbst völlig Meisterin und zeigte in schwierigen Fällen einen seltenen Gleichmuth, mit dem sie Milde und Wohlthätigkeit vereinte. — So wie sie Karln alles aus dem Wege zu räumen suchte, was ihm unangenehm seyn konnte, so wußte sie auch seinen aufbrausenden Charakter zu begegnen und den Ausbrüchen seines Zorns zuvorzukommen. — So wie Karls frühere Jahre durch Ausschweifungen aller Art, Verschwendung, Pracht, Lustbarkeiten und königlichen Aufwand sich auszeichneten, und dadurch das Land in eine große Schuldenlast gestürzt hatten, so zeichneten sich nun seine letztern Jahre durch Schulanstalten, Ordnung, Sparsamkeit, Mäßigkeit und weise Regierung aus. — Die Marotte des Bibelsammlens ist so leicht verzeihlich. Im Laufe eines Jahrhunderts waren die letztern Lebensjahre dieses Regenten die seligsten, die Wirtem-

bergs Völker in diesem ganzen Zeitraume genossen. Ruhe, Wohlstand, Häuslichkeit, Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Regenten waren eine Seltenheit in den Wirtembergischen Staaten geworden. Sein Tod stürzte das Land in Trauer, und der ihm folgende Regent, sein Bruder Louis Eugen, von Religionshaß und Verfolgungsgeist beseelt, die Zügel der Regierung mit roher Hand ergreifend, ließ dem Volke den Verlust seines vorigen Fürsten nur tiefer noch fühlen.

Oftmals seufzten die Bürger, wenn sie den Namen Franziska aussprachen, und wünschten ihre gute Landesmutter zurück.

Der betrogene Wiener.

Als der vor einigen Jahren in Wien verstorbene Fürst Palm seinen Vater begrub, fand er in seiner Verlassenschaft über eine Million Gulden an baarem Gelde, und 80000 Gulden Revenüen an Gütern in Böhmen. Für das Vermögen, aber nicht für die Bildung seines Sohnes, hatte der alte Fürst gesorgt. Das erstere war groß; der Geist des jungen Palm hingegen, klein und verwahrlost. Kein Wunder, wenn er bei dem Antritte einer so großen Erbschaft Thorheiten über Thorheiten beging. So begehrte der junge Wüstling Reichsfürst zu werden, und Joseph II. erhob

ihn zu dieser Würde, eingedenk des schönen Invalidenhauses auf der Landstraße, (eine Vorstadt) welches der Verstorbne gebaut hatte. Der junge Fürst war gewohnt den Damen, der Fürstin wie dem Stubenmädchen zu huldigen. Aber oft rächten sich seine Favoritinnen empfindlich an der Schmach, welche er ihnen anthat. So die alte Fürstin Lignowska. Sie erwartete ihn eines Tages und erfuhr, er wäre bei einer andern Bekanntschaft in der Kärnter Gasse. Im Gallopp flog sie dahin. Palm wollte ihr entgehen, flüchtete durch die Hinterthüre, verfehlte unglücklicherweise seinen Wagen, und die Dame, die seine Flucht gewahr werdend, nach ihrer Kutsche zurück eilte, fand ihn in ihrem eignen Wagen. Sie faßte sich schnell, machte eiligst den Schlag zu, und — maulschellirte den ertappten Liebhaber unterweges ganz unbarmherzig. Palm schrie und bat umsonst. Die aufgebrachte Fürstin kannte sich selbst nicht in ihrer Wuth, und gab dem Publikum das lustigste Schauspiel.

Ein andermal fuhr Palm in seiner gewöhnlichen Wildheit durch das Burgthor im gestreckten Trabe, nicht achtend des Rufens der Schildwache.

Langsam! tönte es ihm entgegen, aber er hatte keine Ohren. Der Korporal der Burgwache aber hatte indeß so das Tempo wahrgenommen, daß er ihm ein paar tüchtige Hiebe über die Schienbeine versetzen konnte. Die heftigen Schmerzen bewogen ihn, beim Stadtcommandanten zu klagen, und Genugthuung zu fodern. „Ich habe den Kutscher, aber nicht den Fürsten geschlagen,“ versetzte der gescheute Korporal, „der impertinente Kerl hat der Schildwache nicht gehorcht, und dafür mußte er etwas auf die Knochen haben.“ Der Korporal wurde entlassen, und der Fürst hatte seine Schläge weg.

Man könnte ein ganzes Buch von seinen Abentheuern schreiben, wenn man sie alle aufzählen wollte; aber das merkwürdigste und

leider zugleich am wenigsten ehrenvolle, darf hier der öffentlichen Rüge nicht entgehen.

Der Fürst — es war noch vor seiner Erhebung — sah einst ein äußerst schönes und reizendes Wiener Mädchen, das sich von seinen Gespielinnen sehr vortheilhaft auszeichnete.

Der Fürst konnte das schöne Nanerl nicht vergessen, er wollte und mußte sie sprechen, und bot Tausende für ihren Besitz. Seine ausgesandten Boten vermochten nichts bei dem furchtsamen Kinde; nicht als ob sie unempfindlich und ihr Herz der Liebe verschlossen gewesen wäre: im Gegentheil, sie liebte und ward geliebt.

Mehrere abschlägliche Antworten entflammten die Begierden des Fürsten noch mehr. „Sollte es mich auch 10000 Fl. kosten, ich muß sie haben!" schrie er in wilder Begierde und schickte einen neuen Boten ab. Umsonst. Die Liebe ist die beste Schutzwehr eines Mädchens

chens gegen die Verführung; deswegen widerstand Nanerl auch allen Anerbietungen und Versprechungen standhaft.

Ein Pfaffe ward nun an die Mutter gesandt. Diese erfahrne und arme Matrone hatte weniger Bedenken, und versprach ihre Tochter zu überreden, wenn eine ansehnliche Summe dabei zu verdienen wäre. Der Unterhändler bot 500 Dukaten, doch für so wenig wies ihm die Mutter die Thüre.

Die Traktaten, mit so regem Eifer betrieben, kamen in Kurzem zum Schlusse, und vermöge der kontraktmäßigen Uebereinkunft, sollte die Mutter selbst ihre Tochter zu dem Fürsten bringen, und dafür 20000 Fl. empfangen. Eine beträchtliche Summe! wird vielleicht mancher sagen; aber er hatte das schöne Mädchen nicht gesehen, und eben so wenig dessen schönes Herz gekannt; denn es wies auch diesen Antrag mit Verachtung von sich.

Der geistliche Herr ging nun selber zu ihr, sprach von kindlicher Pflicht und Gehorsam, und bestand darauf, daß sie ihrer Mutter eine sorgenfreie Zukunft verschaffen müßte, und setzte hinzu, diese Handlung wäre ein verdienstliches Werk, wodurch sie das Loos ihrer Mutter verbesserte und sich den Himmel erwerben würde. Nanerl wollte von alle dem kein Wort hören, noch weniger sich zu etwas verstehen.

Der Fürst war mit dem Erfolge seiner bisherigen Bemühungen indeß nicht ganz unzufrieden. Er hatte die Mutter gewonnen, und so nicht übel spekulirt; denn diese bestürmte ihre Tochter nun täglich und stündlich, suchte durch Bitten und Schmeichelworte, durch Gewalt und Drohungen das zu erhalten, was Nanerl durchaus nicht gewähren wollte.

Selbst Nanerls eigner Beichtvater wurde bestochen, und dieser sprach nun von dem Unterschiede einer vorsetzlichen und willenlosen

Sünde, und rechnete, mit pfäffischer Kasuistik, Nanerls Fall unter die Klasse der letzteren.

Nanerl blieb unerschütterlich. Die Mutter verlor die Geduld. Sie verbot ihrer Tochter von nun an das Haus zu verlassen, und sperrte sie drei Tage lang bei Wasser und Brod ein. — Dies fortzusetzen, widerrieth aber der Pfaffe, weil sie dadurch an ihrer Schönheit verlieren würde.

Von allen Seiten bestürmt, von ihrer Mutter gemißhandelt, von den schönsten Versprechungen angelockt, wie sollte die Arme sich retten? — Doch, ihr edelstes Kleinod für Geld hingeben, in die Klasse der feilen Dirnen hinabsinken? dieser Gedanke war ihr empörend. Die List rieth ihr jedoch, sich etwas nachgiebiger zu stellen, und sie erhielt dadurch ihre Freiheit. Kaum hatte sie die Erlaubniß, wieder auszugehen, als sie zu ihrem Geliebten hinflog, und ihm ihre traurige Lage mit thrä-

nenden Augen klagte. „Nie, nie," schrie sie, „soll man mir den Vorwurf machen können, daß ich Dich betrogen hätte. Dir gehöre ich, mache mit mir, was du willst. Du bist mein Herr, Dir und der Liebe opfre ich alles auf, selbst mein Leben, wenn Du es verlangst. Tödte mich, und ich will Deine Hand segnen!"

Der Geliebte umfaßte sein theures Mädchen, drückte tausend Küsse auf ihren bleichen Mund, umschlang sie mit seinen Armen — und Nanerl hing in sprachloser Ohnmacht an seiner Brust. Rasch hob er sie auf, trug sie auf sein Bette, löste die Schleifen ihres Mieders, und der schönste Busen quoll ihm entgegen. Bewußtlos lag das Mädchen auf dem Altare, und erwachte als Weib!

Dem geliebten Räuber konnte sie nicht zürnen, er hatte die schönste Rose gepflückt, und nun schien ein neuer, ein anderer Geist sie zu beleben. Zwar erröthete sie, als sie sich hals

entblößt sah, schlug verschämt ihre Augen zu Boden und konnte lange nicht reden. Endlich brach sie das ängstliche Stillschweigen. „Du bist mein auf immer — wir sind Gatten, auch ohne Priestersegen — aber ich bin arm, und Du hast nichts übrig — Liebe allein kann uns nicht ernähren, daher müssen wir auf andre Mittel denken. Mag nun der Wüstling das erhalten, was er sich wünschte, und unser Fortkommen ist gesichert! Man überlegte. Der künftige Gatte gab seine Einwilligung, und Nanerl, nachdem sie von ihrer Verwirrung und Zerstörung sich erholt hatte, eilte zum Unterhändler, und dieser zum Fürsten. Er bekam 50 Dukaten für die frohe Botschaft.

Wie ein Lamm zur Schlachtbank und unter bittern Thränen ließ sich Nanerl vor den Wüstling führen.

Allein so groß auch das Entzücken des entflammten Liebhabers beim Genusse war, so

bemerkte er doch den Mangel der jungfräulichen Rose. Sogleich entwarf er seinen Plan, schwieg, und genoß den Kelch der Wollust in vollen Zügen mehrere Tage und Nächte hindurch.

Voller Resignation duldete das schöne Mädchen alles. Nach Verlauf einiger Tage kehrte sie zu ihrer Mutter zurück, welche noch nicht den Preis des schändlichen Handels ausbezahlt erhalten hatte, und nicht wenig erstaunt war, weder den Unterhändler zu sehen, noch etwas von dem Fürsten zu hören. Sie suchte den ersten auf, um ihn zu sprechen. Er war nicht zu Hause. Sie wandte sich an den letztern, um von ihm die Belohnung ihrer Gefälligkeit einzufodern.

„Hier sind 50 Dukaten," sagte dieser, „Sie hat ihr Wort nicht gehalten. Marsch! ich will von Ihr nichts wissen." Nun stand die strafbare Mutter, wie aus den Wolken gefallen; aber sie hatte mit dem Unterhändler

einen schriftlichen Kontrakt abgeschlossen, das schien der Fürst vergessen zu haben. — Wüthend eilte sie zu einem Advokaten. Dieser verklagte den Fürsten, der, als er von dem Kontrakte hörte, wie vom Donner gerührt ward. Er suchte den Advokaten zu bestechen. Die Sache nahm einen schläfrigen Gang. Nanerl zerfloß in Thränen, denn sie fühlte die Folgen des schwarzen Handels, und klagte es dem Heißgeliebten.

„Auf!“ rief dieser, „auf zu dem gerechten Monarchen, der jeden Unterthan hört und schützt.“

„Auf! zu unserm großen und menschenfreundlichen Joseph!“

Nanerl bebte.

„Ich begleite Dich.“

Sie eilten beide in den Kontrolleurgang. Der Monarch sah mit Wohlgefallen auf die

schöne Bittende, hörte ihre Klagen, tröstete sie und versprach Hülfe. Sein Wort war nicht Täuschung. Er foderte die Acten zur Durchsicht, und befahl den Proceß zu revidiren. Nun flogen die Schriften. Pfeilschnell wechselten die Partheien Repliken und Dupliken, und bald kam die Sache klar und deutlich zum Ausspruch vor Josephs des Gerechten Richterstuhl. Gleich Salomo fällte er folgendes Urtheil:

Die Mutter kommt zeitlebens ins Zuchthaus. Fürst Palm zahlt dem Mädchen die 20000 Fl., als Ersatz für ihre geraubte Ehre und innere Zufriedenheit, und außerdem noch 1000 Dukaten Strafe ans allgemeine Krankenhaus. Das Mädchen soll ihren Bräutigam heirathen, der sie in der Noth nicht verlassen hat.

Für Freunde der Phantasie.

Der Dichter schöpft aus dem Gebiet des Unsichtbaren, um die Herzen der Menschen zu erfreuen. Seine Gemälde sind nur Dichtung, existiren nur in seinen Ideen, und doch werden sie ihm so wenig gedankt! Wie viel mehr verdient nicht der den Dank gefühlvoller Seelen, der Phantasie in Wirklichkeit umwandelt?

Daß dieses möglich sey, bewies Graf Hodiz, der im Jahre 1774 in Potsdam starb, und dem Friedrich der Große eine seiner Oden dedizirte.

Obgleich die frühere Geschichte dieses liebenswürdigen Sonderlings und Anhängers des

feinsten Epikuräismus über die anberaumten 50 Jahre hinausreicht, so hoffe ich doch wegen ihrer Originalität, Nachsicht und Verzeihung zu erhalten.

Graf Hodiß studirte in Erlangen, wo damals eine verwittwete Markgräfin ihren Wittwensiß aufgeschlagen hatte. Mit mehrern Studenten durchstreifte er eines Tages die Gärten in der Nähe des fürstlichen Schlosses, um Kurzweil zu treiben. Sie versuchten, ihre Hüte in die Höhe zu werfen, und sie dann wieder aufzufangen. Der Hut unsers Helden flog zufälligerweise in das offenstehende Fenster der fürstlichen Wittwe.

„Wem gehört dieser Hut und was ist das für ein närrischer Streich?“ fragte die Markgräfin.

„Dem Grafen Hodiß, einem mährisch- und schlesischen Kavalier,“ war die Antwort.

„Er mag ihn selbst holen, wenn er ihn wieder haben will,“ versetzte die Dame. —

Hodiz mußte nun vor ihr erscheinen, und um die Rückgabe des weggeflogenen Hutes bitten. — Man lächelte, musterte den jungen, raschen und feurigen Jüngling, der nicht die mindeste Blödigkeit verrieth, und behielt ihn zur Tafel. Die Augensprache der Markgräfin machte ihn dreister, die Bekanntschaft wurde unter dem Tische lebhafter und inniger, und Hodiz verließ sie erst nach der Abendtafel.

Ohne seinen Vater etwas hievon zu sagen, sezte er diesen Umgang so lange fort, bis Priestershand sie mit einander vereinte. Der alte Herr war wüthend, daß sein katholischer Sohn eine protestantische Fürstin geheirathet hatte, und drohte mit Enterbung; dies Hinderniß reizte den jungen Mann; er eilte auf das Schloß seines Vaters, der ihm alle Zugänge verschließen ließ. Der Jüngling wußte sich mit dem Beile in der rechten und seine Gattin an der linken Hand freien Zutritt zu verschaffen. — Erst nachdem er glücklich alle Thüren aufge-

sprengt hatte, trat er vor dem Vater und sagte: „Hier bin ich, und hier ist meine Frau. Was haben Sie an ihr auszusetzen?“ Der Vater wußte nun zwar hierauf nicht viel zu erwiedern, schmollte aber doch bis an seinen sanftseligen Tod. Dies Schmollen machte den jungen Grafen, der vom Widerspruchsgeiste beseelt schien, zum allerzärtlichsten Ehemanne.

Aber kaum fand er nach dem Tode des Vaters keine Opposition mehr, als er sich von der Gattin entfernte, Reisen nach Italien machte, und der Kammerjungfer seiner Gemahlin die schönsten Geschenke überschickte.

Um aber doch den bösen Schein zu vermeiden, addressirte er sie an die Lieblingskatze seiner Gattin, die sie dann lächelnd der Zofe gab und sagte: „hier ist etwas für dich, das mein närrischer Mann meiner Katze schickt. *)

---

*) Dieses Mittel können die Männer noch jetzt anwenden, au serin favori; au carlin etc.

Hodiß lebte in Italien theils in der schönen Natur, theils in unterirdischen Gewölbern, und bereitete hier schon seine künftigen Pläne vor, bis die Parzen den Lebensfaden seiner Gemahlin abschnitten. Nun ließ er ihr Herz einbalsamiren, den Körper aber verbrennen und die Asche in eine Urne sammlen. Als griechischer Priester gekleidet, brachte er diesem Herzen täglich seinen Weihrauch, bis die katholische Geistlichkeit darüber klagte, und es verbrennen ließ.

Aus seinen leibeigenen Bauern schuf er Arkadier und aus seinen Mägden Schäferinnen und Nymphen. Sie mußten ihm Schauspiele, Opern und Ballette aufführen.

Friedrichs Heer bedrohte einen österreichischen General, der eine gewagte Stellung ge-

---

Nur mit einer geschickten Veränderung der Addresse.

Anmerk, d. Herausgeb.

kommen hatte. Hodiß warnte diesen, und er zog sich zurück. Friedrich kam nach Roßwald, an der Grenze gelegen, und bezeigte seinen Unwillen, daß der Feind ihm entschlüpft war. Er wollte den Namen des Warners wissen. „Das war ich," sagte Hodiß; „als österreichscher Unterthan war dies meine Pflicht, die ich eben so gewissenhaft als der Ihrige erfüllen würde."

Friedrich beehrte ihn hierauf mit dem Namen mon Cousin, und sah seine poetisch-idealischen Anlagen. So überraschte der Graf den Monarchen durch eine Pigmäenstadt. Alle Kinder seiner Leibeignen bewohnten die kleinen Häuser und stellten die verschiedenen Handwerker in ihnen vor. Ein andermal befahl er seinen Mägden sich zu entkleiden, dann ließ er ihnen Fischschwänze auf dem Rücken befestigen, und so mußten sie sich in einen geräumigen Teich begeben, um Syrenen vorzustellen. „Chantez mes enfants," schrie er und drohte mit

der Peitsche, und sie sangen und schwammen um die Wette. Nach verschiedenen Proben führte er den König unvermerkt an seinen Ocean, wo die Syrenen sich plötzlich aus den Wellen erhoben und Friedrichs Lob zu singen begannen. Seine Viehställe waren mit Marmor gepflastert, seine Hirtinnen molken die Milch in kristallnen Gefäßen und sangen bukolische Lieder. Hier war eine Grotte, in der eine Nymphe einen Wasserkrug leerte, und ein kühles Bad zu ihren Füßen entstehen ließ. Dort überraschte ein Faun eine schlafende Nymphe. Im Schatten der Eichen auf einem Hügel stand eine Herrmanns-Säule. In dem Teiche spielten und scherzten Dianens Nymphen. Ewig wollte er die Freude an sich fesseln. Saß er zu Tische, so durfte er nur beim Desert in die Hände klopfen oder die Schaale erheben, und bacchische Lieder erklangen aus dem Munde der Bedienten; Musik erscholl in dem Nebenzimmer, und seine Gäste, sie mochten wollen oder nicht, mußten mit einstimmen.

In einer polnischen, bequemen Kleidung, auf dem Haupte eine polnische Mütze, sah der muntere Anakreon die Freude um sich her erblühen. Freilich war sie bei seinen Leibeigenen erzwungen, denn der Kantschuh regierte despotisch über den Rücken des Apolls und der Musen. — Ein falscher Ton wurde nachher in der Stille derb gezüchtigt. Jede falsche Declamation, jede unrichtige Accentuation mit dem Prügel geahndet. *)

Sein

*) Ein solches Mittel wäre den Theaterdirectionen sehr zu empfehlen, denn mancher Held und Liebhaber verdiente oft 25 Kantschuhhiebe, wenn er sich selbst für unnachahmlich hält. Auch sagt man, daß einst Vater Mees, während seiner Direction in Hamburg, seine damalige Truppe à force de la gourmette in Ordnung und Gehorsam gehalten habe, und daß er die Widerspenstigen immer par des raisons raisonnantes zu besiegen wußte. Der Herausgeber kennt viele Gesellschaften, die eines solchen Regisseurs bedürften, und leider noch meh.

Sein Schloß selbst war ein wahres Feenschloß. Ein Wink, und die Decke des Zimmers öffnete sich, um einen Regen wohlriechenden Wassers fallen zu lassen. Man erhob die Augen, und eine Menge Blumen wurden von unsichtbaren Händen herabgestreuet. Dies benutzte der jovialische Sonderling zur Exekutirung von mancherlei Possen.

Einst besuchte ihn die Gräfin Hatzfeld. Er erfuhr, daß diese Dame keine Rosen leiden könne. Die Zimmerdecke verschwindet, und Rosen bedecken ihr Gesicht, Busen und Körper;

---

mehrere Individuen, denen der Kitzel ihrer läppischen Eigenliebe und ihres lächerlichen Künstlerstolzes auf keine bequemere und wirksamere Art vertrieben werden könnte, als vermittelst der kunstgerechten Applicirung eines tüchtigen Stocks. Leider haben unsere allzuverfeinerten Zeiten dies kräftige Mittel etwas außer Cours gebracht, welches ein Verlust für die Kunst ist.

Anmerk. d. Herausg.

vergebens will sie sie abwehren, körbeweise stürzen so lange Rosen herab, bis die arme Gräfin ohnmächtig dahin sinkt. Die Decke schließt sich, und ehe sie wieder erwacht, haben die Gnomen, die unter dem Bette hervorkommen, alle Rosen auf die Seite geschafft.

Friedrich der Große liebte und schätzte den Grafen; gleiche Achtung erzeigte ihm Joseph der Zweite. Seine im Oesterreichschen ansäßigen Unterthanen klagten bei dem Monarchen, daß sie nicht im Stande wären ihre Felder zu bauen; denn ihr Herr, der Graf, holte sie vom Pfluge zu seinen Festen, und wenn sie erndten wollten, müßten sie Komödien spielen; sie flehten also um Hülfe bei ihrem Landesvater, dem Kaiser. — Joseph sagte: „Kinder, es ist nur ein Hoditz, er ist alt; Niemand wird ihm je gleichen; tragt eure kleine Last geduldig, nach seinem Tode wird alles aufhören. Die Bauern, gewohnt aus Josephs Munde Trost zu hören, und nicht hülflos zurückgeschickt

zu werden, sahen ihren Herrn als einen Zauberer an, der selbst die Herzen der Fürsten zu unterjochen verstände, und von nun an murrten sie nur insgeheim. Joseph hatte sehr richtig geurtheilt, daß die Bauern nicht lange mehr zu klagen Ursache haben würden. Die Einkünfte des Grafen, die sich auf ungefähr 25000 Kaisergulden beliefen, reichten nicht mehr hin, die Ausgaben zu bestreiten. Hoditz machte Schulden. Seine Güter waren Lehngüter, und sein geliebtes Roßwalde fiel nach seinem Tode an den Bischoff von Ollmütz. Der Graf hatte keine Kinder und keine Erben; er kümmerte sich also wenig um die Zukunft; denn seine kaiserlich und königlichen Gönner boten ihm für das Alter eine sichere Freistätte an.

Er war der feinste Gourmand, der sich denken läßt; vortrefflich war seine Tafel, und sein Keller spendete Gewächse aus allen europäischen Weinländern.

Sein Intendant kündigte ihm endlich sein Verderben an. Hodiz lächelte, und schrieb diese Neuigkeit an seinen Cousin, Friedrich dem Zweiten.

Bei seinem Tode hinterließ er dem Lehnsherrn ein Schloß voller Maschienen, keinen ganzen Fußboden, die Gärten in arkadische Gefilde verwandelt, die Keller als ausgeleerte Grotten, die Wälder in Haine umgeschaffen, die Kuhställe mit Marmor gepflastert, die Mägde als Nymphen und die Knechte als arkadische Schäfer, und eine Schuldenlast von 400000 Gulden.

Seine letzten Tage wollte der Graf in Breslau zubringen; weil er aber Steinschmerzen halber das Fahren nicht erleiden konnte, so ging er zu Schiffe nach Potsdam, wo er einige Jahre später, beweint von seinen Freunden, in das Elysium der Alten überging, um es aus dem nachgemachten aus seinen Schlössern zu vergleichen. —

Viele seiner Schauspieler, Schauspielerinnen und Sänger haben größere Bühnen bevölkert.

Es wäre ein verdienstliches Werk der Theaterchroniken, die Namen seiner roßwaldischen Kunstjünger zu sammeln, und so noch dem liebenswürdigen Sonderling und Epikuräer ein theatralisches Denkmal zu errichten.

Er führte ohne fremde Beihülfe das auf seinen Gütern aus, was Karl Eugen, Herzog von Wirtemberg, mit Hülfe italiänischer Meister und ungleich beträchtlicheren Fonds mit Schulden vollführen ließ.

Beide waren Genies, der eine auf dem Fürstenstuhle, der andere in seinen Grotten; beide liebten das Vergnügen und genossen nach ihren Kräften; dem Bacchus und der Cythere die lieblichsten Opfer darbringend!

Der preußische General-Lieutenant von Salomon.

Das Andenken an diesen Mann ist noch nicht so erloschen, daß einige Züge aus seinem Privatleben nicht Interesse erregen könnten; deswegen glaubt man, für deren Mittheilung keiner Entschuldigung zu bedürfen.

Der General war groß und breitschulterricht, und ein guter Soldat; hatte aber viele Sonderbarkeiten, die von einer empfangenen schweren Wunde herrühren sollten. Eine matte Musketenkugel war nemlich ihm dicht über dem linken Auge eingedrungen. Da sie nicht herausgenommen werden konnte, so drückte sie

zuweilen seine Gehirnnerven, und verursachte öfters Anfälle von Tollheit. Dann war es gefährlich, sich ihm zu nähern. Schlechte Behandlung, als Schimpfen und Prügeln, waren dann das mindeste, was diejenigen, welche sich ihm näherten, erfahren konnten. — Sehr oft verfolgte er seinen Widersacher mit bloßem Degen, und würde ihn gewiß erstochen haben, wenn eine schleunige Flucht ihn nicht vor seiner Wuth gerettet hätte.

Im Embser Bade, wo der General alle Sommer, theils wegen seiner Gesundheit, theils des Spiels wegen, erschien, waren solche Auftritte nichts Neues.

In dem nassauschen Badehause sich befindend, trieb er einst schrecklichen Unfug. Der damalige Badearzt, Hofrath Johann Kaempf, Verfasser der einst so vieles Aufsehen erregenden Abhandlung de Infarctibus, kam vorüber, und hörte ein schreckliches Fluchen und Toben.

Er trat in die Badestube, wo der General über die unerträgliche Wärme des Wassers klagte, und den Badeknecht zu allen Teufeln wünschte. Der Hofrath untersuchte das Wasser, und sagte:

„Verzeihen Ihro Excellenz, das Wasser hat seinen gehörigen Wärmegrad. Sie sind vielleicht selbst so erhitzt, daß es Ihnen deswegen unerträglich scheint."

Wie ein Blitz fuhr die nackte Excellenz aus der Wanne, wollte den Arzt bei der Kehle fassen und schrie:

„Du verdammter heilloser Quacksalber! strafst du mich Lügen? Das heilige Kreuzdonnerwetter soll dir auf den Kopf fahren!"

Der Arzt bat, sich zu mäßigen; doch der Entrüstete stürzte rasend und mit gezogener Klinge auf ihn los; kaum blieb dem Hofrathe so viel Zeit, durch die Thüre zu entfliehen.

Im Gewande der Natur verfolgte ihn der General, doch glücklicherweise vergebens; der Hofrath hatte sich bereits gerettet.

Ein solches Abentheuer war übrigens nichts seltenes. So wollte er oft seine Bedienten erschießen, wenn sie ihm nicht schnell genug brachten, was er verlangte.

Vor dem siebenjährigen Kriege stand er in königlich französischen Diensten als Lieutenant im deutschen Regimente Anhalt. Schon damals liebte er leidenschaftlich das Spiel. Diese Leidenschaft zog ihn in die Bäder, um sie ungehindert befriedigen zu können. — Wisbaden, Ems, Schlangenbad und Schwalbach sahen ihn fast alle Jahre. Selbst in spätern Zeiten als General erschien er dort. In Schwalbach wurde er einst noch als Lieutenant beim Spiele in Streit verwickelt. Dieser ward so lebhaft, daß er den Saal verließ, um seinen Gegner zur Rechenschaft zu fodern,

und mit bloßem Degen erschien er bald darauf auf der Straße. Der hessische Amtmann eilte herbei, foderte ihm den Degen ab; Wache begleitete ihn; Salomon hatte eine Unbesonnenheit begangen, verlor jetzt den Kopf, und gab dem Amtmanne den Degen.

Dieser Vorfall wurde bekannt. Die Offiziere seines Regiments waren sehr aufgebracht, daß einer ihrer Kammeraden einem Civilisten seinen Degen gegeben, und sich auf solche Weise habe entwaffnen lassen. Dies schien ihren Begriffen von Ehre zuwider. Sie verlangten, daß der Lieutenant von Salomon seinen Abschied nehmen solle.

Dieser konnte dem Esprit de corps nicht widerstehen, und mußte seine Dimission nehmen.

Nun lebte er vom Spiel, bald reich, bald arm, nach den Launen der blinden Glücksgöttin.

Indessen brach der siebenjährige Krieg aus. Salomon suchte preußische Dienste und erhielt

endlich das Commando eines Freicorps. Seine Thaten im Laufe des Krieges gehören nicht hierher. Nur dies ist zu bemerken, daß er mit Ehre und Glück diente, obgleich er in die Gefangenschaft der Reichs-Armee gerieth. Aber mit einem Bataillon konnte er einem Corps von 20000 unmöglich widerstehen.

Es war zu Wittenberg, in Sachsen, wo dies geschah. Salomon ward nach Ulm transportirt. Hier unterstand sich ein österreichscher Offizier in seiner Gegenwart auf seinen König zu schimpfen.

Der Gefangene konnte und durfte diese vorsetzliche Beleidigung seines Monarchen nicht dulden. Er bat einen andern Offizier, ihm Degen und Pistolen zu leihen, und foderte den Großsprecher. Das Duell geschah außerhalb den Ringmauern der Stadt; der Preuße erlegte den Prahler, und mußte entfliehen. Nirgends war er sicher als bei der Armee sei-

nes Königs. Dieser machte nach dem Frieden aus seinem Freicorps ein Garnisonregiment und legte es nach Wesel, wo Salomon in der Folge Commandant wurde.

Die Ancienneteät hob ihn zum General-Lieutenant, hinderte aber seine Tollheiten nicht. Er war streng im Dienste, und wehe demjenigen, der etwas versah! Sein Hauswesen tyrannisirte er auf die nemliche Weise.

Einst bringt er seine Maitresse mit nach Schwalbach. Auf der Rückreise entzweit er sich mit ihr, läßt augenblicklich seinen Wagen halten, (es war auf der Heide, ohnweit Nassau) befiehlt ihr auszusteigen, wirft den Koffer vom Wagen, und fährt weiter, ohne sich im mindesten um sie zu bekümmern.

Seine Freunde, seine liebsten Freunde waren — die Karten. Hatte er ein Glas Wein zu viel getrunken, so war seine Gesellschaft nicht nur unangenehm, sondern auch gefähr-

lich. Dann achtete er weder die Pflichten der Gastfreundschaft, noch beobachtete er die Politesse, die man den Damen schuldig ist, und beleidigte alle, die um ihn waren, ohne Ansehung des Ranges und des Geschlechts, auf die unverzeihlichste Art. Doch sein Kugelparoxismus war allgemein bekannt und man schwieg.

Emmerich Joseph, Freiherr von Bürresheim, Kurfürst von Mainz.

Es war immer der Gebrauch, daß Intriguen den geistlichen Stuhl vergaben, obgleich man bei der Wahl eines geistlichen Fürsten recht andächtig das: Komm heil'ger Geist rc. anstimmte. Der heilige Geist ward nur pro forma citirt, und Geld, Damen, Privatabsichten und Partheisucht ernannten den geistlichen Hirten. So war es auch bei der Wahl des biedern Emmerich Joseph. Die Partheien konnten sich nicht vereinigen. Sein Nachfolger strebte schon beim Regierungsantritte seines Vorgängers nach dem Hirtenstabe, aber die Gegenparthei war ihm zu mächtig. Widerstand, mit Leidenschaft und

Hartnäckigkeit geführt, schien das Wahlgeschäft ins Unendliche zu ziehen. Da trat eine dritte Parthei von Gemäßigten und Vernünftigen auf, und leitete die Streitenden auf Emmerich Joseph.

Er war ein Mann von ächtem deutschen Schrot und Korn, redlich, bieder, wohlwollend, mit reinem gesunden Menschenverstande und einem vortrefflichen Herzen. Nepotismus war ihm unbekannt. Eine äußerst seltene Tugend bei den ehemaligen geistlichen Fürsten in Deutschland. Er sammelte keine Schätze für seine Verwandte und drückte nicht das Land. Er hinterließ seinen Verwandten nicht mehr als 300000 Fl.

Die schreckliche Hungersnoth im Jahre 1771 bewog den Herzog von Wirtemberg Korn aus Holland kommen zu lassen, und Emmerich Joseph schenkte ihm die Zölle durch seine Staaten. „Was kann ich Ihnen dagegen für eine Gefälligkeit erweisen?“ schrieb der Herzog.

„Mein Vetter steht in Ihrem Regiment; belohnen sie den, wenn er es verdient;“ antwortete der edelmüthige Emmerich.

Kurz nach seiner Besteigung des kurfürstlichen Stuhls kam eine Deputation von den drei Ritterkantonen Ober- Mittel- und Unterrhein, um ihm zu seiner Erhebung Glück zu wünschen und zu gleicher Zeit um seine kurfürstliche Gnade zu bitten. „Meine Herren,“ versetzte der Kurfürst, „ich werde nie, nie vergessen, daß ich aus Ihrer Mitte entsprossen bin; daß ich früher Edelmann als Fürst war.“

So sprach, so dachte der edle und biedere Bürresheim! Zwang und Etikette waren ihm verhaßt, und am heitersten befand er sich auf dem Lande und zu Aschaffenburg. Hier, in einer einfachen Jagduniform gekleidet und von einem geringen Gefolge umgeben, lebte er gänzlich sich und seinen Freunden. Ein solcher Fürst verdiente Freunde und er hatte deren auch, die ihm eifrig und treu zugethan waren. Aber

der Jesuitengeist vergiftete nach und nach die Gemüther, und tödtete ihn selbst. Doch ich darf der Geschichte nicht vorgreifen. Nur noch einige Züge seiner Popularität und Leutseligkeit!

In Aschaffenburg wanderte er einst mit einigen Hofkavalieren aufs Feld. Hier sah er einen Knaben, der die Schweine hütete und dabei freudig umher sprang. Er näherte sich ihm und bemerkte, daß der kleine Sauhirt mit einem neuen Kittel bekleidet war und ein Beutelchen in der Hand trug.

„Bube,“ sagte er zu ihm, „du bist ja so froh wie ein Gott, weswegen denn? was hast du?

Der Bube. Härre, meinön Johrlohn und ån neuen Kittal.

Der Kurfürst. Bist du denn nun glücklich?

Der Bube. Jeses Marie, wie konn der Härre noch frga'n!

Der Kurfürst. Wie viel Lohn bekömmst du denn?

Der Bube. Fünf Güldän, schön Geld!

Der Kurfürst. Das ist nicht viel. Dafür mußt du ein ganzes Jahr dienen?

Der Bube. Hat der Härre denn mehr?

Der Kurfürst. Weit, weit mehr. Das kann ich dir sagen.

Der Bube. Da mueß der Härr a'ch (auch) 'ne grüßere Heerde Säu' habä als i.

Der Kurfürst (lacht und giebt ihm ein Goldstück.) Eine Heerde habe ich wohl; es mögen auch wohl manche Schweine darunter seyn. Lebe wohl und trink auf meine Gesundheit.

Mit Befremden sah er einst beim Jahresschlusse auf seiner Rechnung angegeben, daß mehrere Stückfässer Wein ausgelaufen wären. Die mainzer Kelleroffizianten müssen in den hamburgischen Weinniederlagen Unterricht er-

halten haben; denn dort lecken die Fässer auch ganz außerordentlich, so daß von 60 Fässern kaum die Hälfte noch Wein enthielten. Nun schieben die Herrn Hamburger die Schuld auf den Speditör, und dieser auf die Fuhr- oder Schiffsleute.

Der Kurfürst war nicht wenig erstaunt, als er ganze Fässer unter der Rubrik Leckage angegeben fand. Er ließ den Kellermeister kommen.

Höre er, ist es möglich, daß 10 Fässer ausgelaufen sind?

Ew. kurfürstliche Gnaden, der Küfer muß schlechtes Holz genommen haben.

Das sollte er aber nicht leiden.

Der Küfer sagt das junge Holz hätte keine Dauer, und altes käme nicht mehr aus dem Spessart.

Der Kurfürst wandte sich zu einem Kammerdiener und sagte: rufe er mir doch einmal

den Küchenmeister. (Der Kammerdiener geht.) Kellermeister, er muß warten. (Der Küchenmeister kommt.)

Was befehlen Ihre kurfürstliche Gnaden?

Sag er mir doch, wie viel Kapaunen, Welschehühner und Gänse sind dies Jahr verloren gegangen oder krepirt?

Das kann ich nicht gleich so bestimmt sagen.

Sag er mir nur eine Summe. Wie viel glaubt er wohl so ungefähr?

Etwa 2000 Stück.

Das ist mir lieb zu hören. Die werden wohl in dem ausgelaufenen Weine ertrunken seyn. Hat er sie nicht gefunden, Kellermeister?

Ich weiß wahrhaftig nicht, was Ew. kurfürstliche Gnaden damit sagen wollen.

Ich meine, daß das Federvieh dem ausgelaufenen Weine nachgefolgt ist.

Küch- und Kellermeister verstummten.

Seht nur, es ist alles in der Ordnung, das sehe ich. Aber, Kellermeister, er sorgt, daß im künftigen Jahre besseres Holz zu den Fässern genommen wird; und er, Küchenmeister, habe er im künftigen Jahre ein wachsames Auge darauf, daß das Federvieh nicht in den Keller kommen und in den ausgelaufenen Wein ertrinken kann.

Mit diesen Worten verließ er sie, ohne über die Sache ein Wort weiter zu sagen, noch sie zu bestrafen. Er wußte recht gut, daß an den geistlichen Höfen alle Offizianten, so wie die Regenten selbst und die hochwürdigen Domherren arge Egoisten sind.

Die Favorite (ein Lustschloß dicht an der Landstraße, die nach Oppenheim führt) war sein Sommeraufenthalt; Aschaffenburg war für den Herbst und die Jagd bestimmt, und die Stadt für den Winter.

In der Favorite genoß er des prächtigen Anblicks des Rheins, der fast grade ihr gegenüber den Main aufnimmt; der Aussicht nach Kostheim und längs der Ufer beider Flüsse. —

Einst saß er am 1ten August bei der Abendtafel und sah an dem jenseitigen Ufer ein heftiges Feuer. Erschrocken sprang er auf; denn er fürchtete eine Feuersbrunst und sandte einen Läufer dahin ab. Mit Ungeduld sah er dessen Rückkunft entgegen.

„Nun, was ists? Wo brennts? Geschwind, geschwind!“

„Ihro kurfürstliche Gnaden, es ist keine Gefahr da. Die Franziskaner haben, dem heutigen Tage zu Ehren, sieben Feuer angezündet.“

Das war der alte Gebrauch, an Petri-Kettenfeier mehrere kleine Stroh und Reisighaufen anzuzünden, und dann recht andächtig

darüber hinzuspringen. Der Schein dieser brennenden Strohhaufen hatte sich in der Entfernung als ein großes Feuer dargestellt, und so den Kurfürsten getäuscht. Unwillig fuhr er auf, indem er den geistlichen Herrn vergaß.

„Was sind das für Fratzen, womit das Mönchspack das Volk täuscht! hab' Wunder geglaubt, was es wäre.

So war Emmerich Joseph, der Mensch. Von ihm wußte die Verläumdung weiter nichts zu sagen, als daß er ein starker Trinker sey. Und auch das war übertrieben. Der Kurfürst saß gern lange an der Tafel und plauderte mit seinen Hofleuten. Hier trank er höchstens ein Maaß Wein, und zuletzt viel Wasser. Er sah es aber nach altdeutscher Ritterweise gern, wenn seine Gäste stark tranken. Mönche und deren Anhänger sprachen von 20 Maaß, die er täglich zu trinken pflege; aber was haben diese nicht alles gesagt. Er liebte

die Künste und ermunterte sie. Ein fremder junger Künstler studirte bei dem Hofmahler und sein Talent schien in der Folge etwas zu versprechen. Der Kurfürst sah ihm einst lange und aufmerksam zu, als er zeichnete. Dann sagte er wie aus tiefen Gedanken erwachend, indem er den Jüngling auf die Schulter klopfte: „Sey fleißig junger Mensch und werde ein zweiter Albrecht Dürer!"

Nun bleibt die wichtige Frage zu erörtern: Wie war Emmerich Joseph als Regent? Erfüllte er alle seine Pflichten? Suchte er das Land glücklich zu machen?

Ach! sein Andenken ist noch jedem seiner Unterthanen, den ich kannte, theuer, und noch jetzt segnen sie seine Asche.

Man bemerke wohl, daß ein großer Unterschied zwischen einem ehemaligen geistlichen Wahl- und einem erblichen Fürsten war und seyn mußte. Ersterer hinterließ sein Land ei-

nem Erben, der ihm gar nichts anging, oft selbst sein Feind war. Sollte er für diesen Schätze sammeln? Genug, wenn der Regent sein Land nicht in Schulden stürzte, und die angeerbten zu tilgen suchte. Dies that Emmerich Joseph. Er bezahlte die Schulden seiner Vorgänger, die ihre Familien bereichert hatten. Bei seinem Tode waren Keller und Boden nicht ausgeleert, und die Amtskellereien hatten sogar noch Geld vorräthig.

Daß der Nepotismus (sey er auch den mehrsten geistlichen Fürsten eigen) sein Fehler nicht war, ist schon gesagt.

Wohl schrieen die Kuttenträger über ihn! Er wollte sein Volk vernünftiger und besser machen — diesen Plan vergeben keine Mönche! Sie fürchteten, weniger Messen zu lesen, und weniger Segen und Amulete zu verkaufen. Der Großhofmeister (erste Minister) Baron von Grosschlag, der Kanzler Benzel,

der Professor Steigentesch und einige andere wackere Männer, an deren Spitze Baron von Hornstein stand, unterstützten den Plan des edlen Fürsten aus allen Kräften. Die Mönche verfluchten sie.

Voll Unwillen über die Schwierigkeiten, die die Mönche ihm in den Weg legten, sagte einst Baron von Hornstein, ein Schwabe, öffentlich und ungescheut, in den Zimmern des Kurfürsten, der gleiche Meinung mit ihm hegte:

„So lange die Pfaffen sich mit der Erziehung in den Schulen befassen, so lange kann man nichts Gutes hoffen. Die Pfaffen gehören ins Kloster, und mögen dort ihre Horas singen.“

Trotz dem pfäffischen Dräuen wurden ohne Ansehen der Religion gelehrte und geschickte Männer berufen und angestellt. Das Schulwesen gewann eine andere Gestalt. Die Ta-

bellen, welche diese Männer nicht nur über Sprachen, sondern auch über andere Wissenschaften entwarfen, waren leicht und faßlich. Die Universität erhob sich. Von hier aus sollte sich die Verbesserung nach und nach über das Land, dem weisen Grundsatze gemäß, verbreiten, allmählich die Städter und dann die Landleute bilden, ihnen richtigere Begriffe beibringen, und so den Fanatismus, Bigotterie, Unwissenheit und grobe Laster vertilgen.

Das Domcapitel, welches nur gar zu oft dem Kurfürsten entgegen wirkte, und sich selbst als Mitregenten ansah, begünstigte die Mißvergnügten, und bildete gewissermaßen eine Oppositionspartei.

Doch hatte selbst dies Domcapitel noch rechtschaffene, edle und unterrichtete Männer in seiner Mitte, die manchen unweisen Schritt mißbilligten. Zu diesen konnte man den Domprobst von Leyer, den Herrn von Wolderdorf und noch einige edle Männer zählen.

Aber das Domcapitel hatte, wie alle andere ähnliche Corporationen, auch Menschen in seiner Mitte, die nur Spiel, Pferde, Geschlechtsliebe und andere Ausschweifungen liebten. Diese haßten und verkleinerten ihre Gegner. Von Schuldenlast niedergedrückt, vom Schimpf eines befleckten Lebens herabgewürdigt, suchten sie alle Mittel zu ergreifen, um ihre Lage zu erleichtern. Von Betschwestern liehen sie Geld, und diese, von Pfaffen gegängelt, wirkten dann auf die hochwürdigen Herren. Undelikat warfen sie sich entweder den Mönchen, die ihnen Geld verschafften, oder den Juden zu Füßen. Dies ist keine rednerische Figur, denn ganz Mainz weiß, daß der Domherr Baron von K. vor dem Juden Maaß zu Füßen niedersank, und ihn mit thränenden Augen um einen Laubthaler ansprach — damit Sr. Hochwürden Gnaden — auf den Maskenball gehen konnte. Bei einer andern Gelegenheit jagte Herr von B. den nämlichen Juden mit der Hetzpeitsche aus dem Hause.

Zur Ehre des Domcapitels sey es indeß gesagt, der Herr Baron zeichnete sich allein auf eine so völlig gemeine Weise unter den übrigen aus.

Das Mißvergnügen der Mönche und ihrer Spießgesellen, verbitterte die Tage des Kurfürsten. Seine Parthei bestand gewiß aus den besten und rechtschaffensten, aber auch aus den wenigsten. Seine Gegner wurden durch die vermehrt, welche einen andern Regenten gewollt hatten. Sie wähnten unter einer andern Regierung mehr Einfluß zu erhalten. Der Fall der Jesuiten begünstigte ihr Vorhaben.

Emmerich Joseph war der erste deutsche katholische Fürst, der die Aufhebungs-Bulle benutzte, um ihre Güter — nicht seiner Familie zuzuwenden — sondern zu einem Schulfond zu bestimmen. Rache kochte in dem Busen der Männer, die sich Nachfolger Jesu nannten. Dieser bat sterbend für seine Feinde; jene beschlossen Emmerichs Tod.

Ganganelli bekam aqua tofana, weil er den ehrwürdigen Orden der Loyoliter aufhob; Emmerich Joseph hatte gleiches Schicksal, weil er die Befehle des heiligen Vaters erfüllte. Wie, und auf welche Weise er es bekam, mögen Mundschenk, Leibärzte, oder Kammerdiener verantworten.

Noch kurz vor seinem Tode fand man Pasquille auf ihn ans Schloß angeschlagen.

Einst wollte er, seiner Schwächlichkeit ohngeachtet, auf die Jagd fahren, die ihm von je an die liebste Erheiterung war, als sich ein Herr von Frankenstein melden ließ, und um Audienz bat. Emmerich Joseph wies niemand zurück, selbst nicht seine Feinde. Er wußte, daß Frankenstein nicht sein Freund war. Die Unterredung geschah unter vier Augen, und war lang und heftig. Plötzlich hörte man einen Fall. Noch vergingen einige Minuten, dann kam Herr von Frankenstein in das Vorzimmer, rief

nach den Aerzten, und sagte: der Kurfürst ist todt.

Referent enthält sich alles Urtheils, obgleich manche glaubwürdige und durchaus rechtschaffene Männer bei diesem auffallenden Vorfalle nicht günstig von Frankenstein sprachen.

Das Domcapitel trat nun in seine Würde als Interrex. Die Mönche frohlockten. Die Andächtigen sangen Lob- und Danklieder; der Pöbel schlug Schandschriften an die Straßenecken an.

Um seiner eignen Ehre willen, sollte und mußte das Domcapitel diesen Unfug nicht dulden. Der Verstorbene war aus seiner Mitte gewesen, und wer ihn beleidigte, beleidigte zugleicherzeit die Corporation. Das heilige Kardinals-Kollegium in Rom, handelte bei einer ähnlichen Gelegenheit anders und consequenter.

Kardinal Aquaviva, der sich für den Protektor Spaniens ausgab, ließ im Jahre 1745

aus seinem Pallaste zu Rom auf das Volk feuern, wodurch über dreißig Menschen getödtet oder verwundet wurden. Das Kollegium schwieg, strafte ihn nicht, und als er, von Reue und Gewissensbissen gefoltert, öffentliche Buße thun wollte, widersetzte es sich seinem Vorhaben ob reverentiam purpurae. Im Jahre 1745 nämlich, wurde Franz I. zu Frankfurth erwählt und gekrönt. Die sogenannte österreichische Parthei in Rom, nahm den zwölfjährigen Sohn des Mahlers Leandro, kleidete ihn in Flittergold, und setzte ihn auf die Schultern eines großen starken gemeinen Kerls, der ihn durch die Gassen der Stadt tragen mußte, wobei mehrere den Zug begleiteten, und es lebe der Kaiser! schrieen. Der Zug erschien zuerst vor dem Hause des Kardinals de la Rochefaucauld, der in Rom die französischen Angelegenheiten besorgte. Dieser sah wohl, daß der Aufzug grade nicht zu seiner Ehre gereichen sollte, trat aber auf den Altan, und warf einige Hände voll Münze unter das Volk,

das sie sogleich auffsammelte und dabei schrie: „es lebe der Kaiser! es lebe Frankreich!“ Von da zog der Haufe nach den spanischen Platz, um dem spanischen Protektor, dem Kardinal Aquavives, ein gleiches Ständchen zu bringen. Seine Eminenz zeigten sich am Fenster — zugleich aber auch seine Bedienten, auf den Pöbel mit Schießgewehr feuernd, welches den goldbeblechten Knaben, und auch Erwachsene tödtete — mehrere Verwundete nicht eingerechnet. Der Pöbel verlief sich, um Hülfe zu suchen, doch als er mit Pechfackeln und Mordgewehr nach dem Pallaste des Kardinals zurückkehrte, hatte dieser 1000 Banditen vor seinem hôtel versammelt, und vier mit Kartätschen geladne Kanonen auffahren lassen. Dies flößte dem Pöbel Ehrfurcht ein und er zerstreute sich fluchend. Ein späteres Komplott, den Kardinal mit seinem Pallaste in die Luft zu sprengen, wurde ebenfalls noch zu rechter Zeit entdeckt und die Rädelsführer den Gerichten übergeben.

Das Gerücht der Vergiftung verbreitete sich allgemein. Das Domkapitel, oder vielmehr die persönlichen Feinde des verstorbenen Kurfürsten wußten sich zu helfen. Der Hofmaler bekam Befehl, das entstellte Gesicht des Herrn wieder aufzufrischen. Mit Hülfe seiner Lehrlinge vollführte es dieser. Erhielt sich die Farbe nur drei Tage lang, so war die List gelungen und es ging glücklich.

Das Domkapitel wählte nun denjenigen Domherrn, der schon bei der letzten Wahl die meisten Stimmen gehabt hatte, und welchem Emmerich Joseph unglücklicherweise verdrängte. Mit einem Worte, den ärgsten Gegner des Vergifteten — Verstorbenen wollte ich sagen.

Karl Joseph von Erthal wurde auf den Kurfürstenstuhl erhoben. Der letzte Kurfürst der in Mainz residirte.

Ehestandsgeschichte des Herrn Elliot, Englischen Minister bei Friedrich II.

Herr Elliot hatte sich heftig in das Fräulein von Krauth verliebt und sie geheirathet, als sie noch nicht sechszehn Jahr alt war; er selbst war noch nicht über die dreißig hinaus. Dies Fräulein, einzige Tochter der Frau von Werles, war ohne Widerrede das schönste im Lande. Glücklich durch seine Gattin, war er anfangs mit nichts beschäftigt, als auch sie auf gleiche Weise glücklich zu machen, und zu diesem Ende bot er Alles auf, was seine Erfindung und sein Vermögen nur herbeischaffen konnten. Er umgab sie mit allen Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens, und wählte den schicklich-

sten Umgang für sie; suchte aber auch zu gleicher Zeit ihren Geist und ihr Herz zu bilden. Zum Unglück war diese junge Dame aber äußerst bornirt, und eben so launigt und eigensinnig, als eitel und kokett. Die Lexionen machten ihr Langeweile, so vorsichtig man auch immer zu Werke gehn mochte; sie wollte nur die abgeschmacktesten Romane lesen, und nahm zuletzt die schonensten und liebevollsten Vorstellungen nur mit Härte und Bitterkeiten auf.

Indessen ward sie schwanger, und kam kurz vor der Epoche, als ihr Gemahl den Gesandschaftsposten in Dännemark antrat, mit einer Tochter nieder.

Der immer noch zärtliche Gatte versprach ihr bei seiner Abreise, seine ganze Sorgfalt darauf zu verwenden, eine schickliche Wohnung für sie einzurichten und sie dann abzuholen. Er bemühte sich auch zu diesem Ende; hatte aber den Verdruß zu bemerken, daß seine Frau in

keiner ihrer Antworten irgend einen Wunsch äußerte, bald wieder mit ihm vereinigt zu werden. Selbst dann, als er ihr meldete, daß der erwünschte Zeitpunkt nicht mehr fern wäre, sprach sie nur von unbestimmtem Aufschube, den sie auf Rechnung ihrer Gesundheitsumstände und andrer eben so wenig gegründete Ausflüchte setzte, worin ein guter Diplomatiker nie irre zu führen ist. Alle diese Umstände, die so sehr geeignet waren, Herrn Elliot zu beunruhigen, veranlaßten ihn, die Abreise festzusetzen und den Tag zu bestimmen. Auf diesen Brief antwortete die Dame bestimmt, daß sie ihr Vaterland nie verlassen würde.

Diese stolze und beleidigende Antwort schien mit vieler Ueberlegung geschrieben zu seyn; und Herr Elliot, der wohl wußte, daß seine Frau nicht im Stande war, eine abzufassen, die so viel Ordnung, Folge und Bestimmtheit enthielt, ward nun überzeugt, sie müßte einen Gehülfen haben. Dies verur-

sachte, daß er sogleich, bloß von einem einzigen Bedienten begleitet, abreiste, eines Abends vor Einbruch der Nacht, unter dem erborgten Namen eines hamburgischen Kaufmanns, in Berlin ankam, und bei seinem Freunde, Herrn Belitz, einem seit einigen Jahren daselbst etablirten englischen Arzte, abstieg. Er schickte Kundschafter aus, erfuhr, daß seine Frau sich auf einem Pikenik bei Michaelis im Thiergarten befinde, und erst nach Mitternacht nach Hause kommen würde. Er begab sich nach ihrer Wohnung, versammelte, so wie er sie betrat, alle Bedienten in ein Zimmer, worin er sie verschloß, ging nachher in das Zimmer seiner Frau, brach ihren Pult auf, und bemächtigte sich all ihrer Papiere, unter denen er, von der Hand des schönen Kniphausen, Cavaliers des Prinzen Heinrich und Cousin seiner Frau, das Concept zu dem beleidigenden Briefe fand, den er von ihr erhalten hatte. Von da ging er in das Zimmer seines Kindes, befahl der Amme, sogleich ihre und des Kin-

des Kleider einzupacken, um ihm zu folgen; schickte auf die Post nach Pferden für Elliot, bevollmächtigten Minister Sr. Majestät des Königs von England bei dem Könige von Dännemark, um mit seinem Kinde und einigen Bedienten nach Copenhagen zu reisen. Dann ging er in den Stall, und zwang, mit dem Degen in der Hand, den Kutscher, der sich anfangs weigerte, seinen Wagen anzuspannen, um ihn nach dem Posthause zu bringen, reiste endlich ab, und gab am Thore dieselbe eigenhändig unterschriebene Erklärung, die man hier gelesen hat.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehn dieser Vorfall machte. Ein jeder bewunderte die kluge Vorsicht, die dieser Mann gebraucht hatte, sich vor allen Dingen seines Kindes zu bemächtigen, und dessen Identität gegen alle Chicanen, die man in der Folge hätte anwenden können, sicher zu stellen.

Sobald Elliot in Copenhagen angekommen war, schrieb er an den schönen Kniphausen, und verlangte Genugthuung wegen des in Händen habenden Konzepts. Dieser Kniphausen, den man, nicht ohne Ursache, den Schönen nannte, der aber zugleich hochmüthig, läppisch und eitel war, schrieb eine stolze Antwort an Elliot, so daß dieser gleich wieder, aber in Begleitung eines Secretairs und zweier Bedienten, und unter seinem wirklichen Namen, von Copenhagen abreiste. Der Prinz Heinrich, der von dem, was vorgegangen war, Nachricht erhielt, und sich für die Tochter seiner Freundin, der Frau von Werles, interessirte, begab sich indessen nach dem in der Nähe liegenden Landhause, wohin sich Madame Elliot nach dem verdrießlichen Vorfalle in Berlin zurückgezogen hatte, und versuchte alle mögliche Mittel, sie wieder zu ihrer Pflicht und zur Vernunft zurück zu führen; aber umsonst. Diese Thörin antwortete ihm trotzig und aufgebracht, sie

liebe ihren Cousin, und sie wolle der ganzen Welt zum Trotz seine Frau werden; und wenn sie ihn nicht heirathen dürfte, so wolle sie seine Maitresse oder gar seine Magd seyn, und sie würde, so oft es ihr beliebte, genauen Umgang mit ihm haben, so wie das auch schon bis jetzt geschehen wäre. Der Prinz, überzeugt, daß mit einer solchen schamlosen Person nichts auszurichten wäre, ging wieder nach Rheinsberg zurück, und ließ Kniphausen rufen, den er vernünftiger zu finden hoffte; aber da kam er noch übler an. Dieser Cavalier unterstand sich, ihn zu fragen, mit welchem Rechte er sich in Sachen mischte, die ihn nichts angingen. Er vergaß sich so weit, daß er ihm sagte, alle Prinzen wären nur Tyrannen, die, nicht zufrieden mit der Sklaverei, die in ihrem eigenen Hause herrschen müßte, an nichts dächten, als das Joch ihres Despotismus sogar in dem Innern aller Familien zu begründen. Der Prinz befahl ihm, sich auf sein Zimmer zu begeben, wo er ihm andeuten ließ, daß er ihn

aus seinen Diensten entlasse, und ihm befahl, noch denselben Tag sein Schloß zu verlassen, mit dem Verbote, nie wieder daselbst zu erscheinen.

Kniphausen reiste ab, und zwei Stunden nachher sah man Elliot ankommen, der, so wie er vom Wagen stieg, sogleich zu dem Herrn von Kaphengst, Adjudanten des Prinzen, ging. „Mein lieber Kaphengst," sagte Elliot zu ihm, „können Sie mir wohl „sagen, wo Kniphausen ist?" „Nein," antwortete ihm dieser, „er hat uns vor zwei „Stunden verlassen, wie ein Mensch, der in „aller Form vom Prinzen fortgejagt worden „ist." — „Aber welchen Weg hat er ge„nommen?" — „Ich will an der Post „nachfragen lassen. Aber Sie setzen mich in „Erstaunen; ich hielt Sie für einen Mann „unsers Jahrhunderts, und ich sehe, daß „Sie noch zur alten Zeit gehören. Wie, „haben Sie keine größere Fortschritte in der

„Philosophie gemacht? Mein lieber Elliot, „Sie hätten eine Frau verdient, die Sie „glücklich zu machen sich bestrebt hätte, Ihnen ist aber eine Närrin zu Theil geworden; „und darum wollen Sie sich mit einem Laffen „den Hals brechen. Lieber Freund! hängt „unser Glück denn von Narren und Windbeuteln ab?“ — „Sie würden Recht haben, „wenn Kniphausen nur der Verführer „meiner Frau wäre; aber er ist auch Urheber „dieser Briefe; lesen Sie, Sie kennen ja seine „Handschrift?“ — „O, das wußte ich nicht. „Sobald er Ihnen in diesem Tone geschrieben „hat, oder Ihnen hat schreiben lassen, bin ich „weit entfernt, Ihnen Unrecht zu geben. Ich „biete mich Ihnen sogar als Zeugen an, wenn „Sie es wünschen.“ —

Man erfuhr, daß Kniphausen den Weg nach Mecklenburg eingeschlagen hatte. Elliot eilte ihm nach, und kam Abends gegen 3 Uhr in eine kleine Stadt, wo nur ein

einziges erträgliches Wirthshaus war. Der Minister, der nirgends durchreiste, ohne die genaueste Erkundigung einzuziehen, fragte, ob er in diesem Wirthshause logiren könnte. Man antwortete ihm, nein; weil ein anderer Reisender es ganz für sich allein bedungen hätte. An dieser klugen Vorsicht erkannte Elliot gleich seinen Mann. Er geht in die obere Etage, bewaffnet mit Degen, Pistolen und einem guten Stocke. Er tritt in das Zimmer, schließt die Thüre hinter sich ab, thut seinen Vorschlag, worauf eine Weigerung erfolgt. Seiner nicht mehr mächtig, fällt er mit seinem Stocke über den lächerlichen Galant her, bis dieser einwilligt, sich zu schlagen. Wie sie nun hinaus aufs Feld gingen, fing Kniphausen an zu behaupten, es wäre nicht mehr hell genug, man müßte die Parthie bis den andern Morgen aussetzen. Elliot hingegen behauptete, es sey noch hell genug für den gefühlvollen Mann, der sich beleidigt finde und nach Rache durste. Der erstere spricht so laut, das die Einwoh-

wohner wohl endlich merken mußten, die Rede sey von einem Duell; man lief ihnen also nach; und so wie sie aus der kleinen Stadt hinaus waren, sehn sie sich von zwei bis dreihundert Personen umgeben. Elliot sieht also, nicht ohne lebhaften Verdruß, ein, daß man sich nicht mitten unter diesem Haufen schlagen konnte. Er willigt also ein, die Sachen bis den andern Morgen bei Tagesanbruch zu verschieben; und man geht nach dem Wirthshause zurück.

Der Engländer, der Ruhe sehr bedürftig, macht, daß er zu Bette kömmt; als er aber am andern Morgen, bei Anbruch des Tages, aufsteht, erfährt er, daß sein edler Gegner, mitten in der Nacht, die Flucht ergriffen hatte. Da Jener nun nicht wußte, wo er ihn wieder antreffen sollte, entschließt er sich, nach Berlin zu gehn, wo er nicht ermangelte, Jedem, der es hören wollte, das, was in Rheinsberg und Mecklenburg vorgefallen war, zu erzählen. Der

schöne Kniphausen war auch in dieser Hauptstadt angelangt, in der Hoffnung, irgend Hülfe oder wenigstens einen Zufluchtsort zu finden; aber einer seiner Vettern, Namens Herr von Keith, ein unterrichteter Mann und sehr ernster Philosoph, ging zu ihm und sagte: „Ich war Ihr Freund; aber seitdem Sie sich „jeder Infamie preis gegeben haben, erkläre „ich Ihnen, daß ich es nicht mehr seyn kann. „Indessen sind Sie immer mein Vetter, und „Sie machen mich schaamroth; ich will aber „weder Schande für mich noch für die Meini„gen erdulden; folglich müssen Sie sich mit „Elliot schlagen, oder Sie kommen von mei„ner Hand um. Sie können nun wählen."

Kniphausen, der den ungestümen Charakter seines Vetters kannte, dachte, ein Duell mit Elliot sey minder gefährlich für ihn. Keith bekam den Auftrag, die Herausforderung zu überbringen, und Zeit und Ort zu bestimmen. Man reiste mit den Secundanten

und guten Pistolen nach Baruth, einer kleinen sächsischen Stadt, sechs Meilen von Berlin. Man sprach von Beilegung des Streits. Elliot zog ein Papier aus der Tasche, das eine im Voraus abgefaßte Erklärung enthielt, mittelst welcher er einwilligen wollte, sich nicht zu schlagen, und verlangte, Kniphausen sollte sie eigenhändig, Wort für Wort, copiren und unterschreiben. Nicht allein erklärte er darin, er erkenne Elliot als einen Mann von Ehre, frei von jedem Vorwurfe, Tadel oder Unrecht; sondern er bezeugte auch zugleich, daß die zwei Briefe, die Elliot in Händen hatte, nichts als falsche, lügenhafte und verläumderische Behauptungen enthielten, und daß der, wer sie auch immer geschrieben oder diktirt haben möchte, nach seiner Ueberzeugung ein Lügner und niedriger Kerl sey. Als Kniphausen diese Schrift gelesen hatte, schwur er, er würde sie nie unterschreiben. Die Secundanten maßen also die Schritte ab; Elliot bot Kniphausen den ersten Schuß an, welches dieser auch

annahm. Da sein Schuß nicht traf, wurden wieder Vorschläge zur Vergleichung gemacht. Kniphausen verlangte bloß einige Worte abzuändern. Nicht einen Buchstaben, antwortete Elliot. Jeder trat wieder an seine Stelle. Elliot schoß. Eine glückliche Bewegung mit dem Kopfe von Seiten Kniphausens ließ die Kugel vorbei, die in den Baum drang, an den dieser sich angelehnt hatte. Die Pistolen wurden wieder von neuem geladen, und Kniphausen schoß ab. Die Kugel traf Elliot an der Hüfte, der aber nicht davon sprach. Nun bekam die Furcht die Oberhand, der schöne Cousin copirte und unterzeichnete, was man wollte, und Elliot reiste sogleich nach Berlin ab, um sich von einem Fieber kuriren zu lassen, woran er schon seit zehn Tagen litt, ohne daß er bis dahin mit Jemand davon hatte sprechen wollen. Zugleich arbeitete er an seiner Ehescheidung, und nach zwei Tagen reiste er wieder nach Copenhagen.

Der schöne Cousin, der in Baruth hatte ausruhen wollen, ward vom dasigen Magistrat arretirt. Als die Ehescheidung zu Stande kam, heirathete er die schöne Cousine, mit der er sich aufs Land zurückzog. Niemand wollte sie sehen. Bald fand sich die Langeweile bei ihnen ein; hernach kamen die Vorwürfe, welche üble Behandlungen mit sich führten. Beide starben wenige Jahre nach ihrer Verheirathung. Sie hatten über vieles zu trauren ohne von irgend jemand bemitleidet zu werden. Das Landgut, das sie bewohnten, war übrigens sehr ansehnlich, und gehörte den beiden Bredows, Brüder der Frau von Werles, die seit mehr als dreißig Jahren, Wahnsinns halber, in einem Flügel des Schlosses eingesperrt waren. Dies Gut, wovon das Fräulein von Krauth einzige Erbin war, machte das ganze Vermögen der Madame Elliot aus. Die beiden wahnsinnig gewordenen Onkels waren, wie man sagt, daselbst sehr vernachlässigt worden; und wenn die Vorwürfe, die man dieserhalb dem

Herrn und der Frau von Krauth machen zu können glaubte, gegründet wären, so geben die Thorheiten und die Unglücksfälle ihrer Tochter das Bild einer fürchterlichen Strafe.

10. Die vom Ehemann vermiethete Frau (Fra
v. Lepel in Stuttgart u. d. preuß. Gesandte v. Maucan
11. Der betrogene Werbeoffizier
12. Auch unter guten Regenten können Böse-
wichter der Strafe entgehen.
13. Graefin Franziska v. Hohenheim (erst
Maitresse dann Gemahlin d. Herzogs Karl v.
Württemberg)
14. Der betrogene Wiener (Nannerl u. der junge
Fürst Salm.
15. Ein Freund der Phantasie (Graf Hoditz
Freund Friedrich d. Gr.)
16. Der preuss. Generalstab v. Salomon (ein
gefährl. Verbrecher)
17. Emmerich Joseph Kurfürst v. Mainz.
(angebl. v. d. Jesuiten vergiftet)
18. Ehestandsgeschichte des Herrn Ellios. (Mi-
nister bei Friedrich II, dessen Frau sich [illegible]
ihrem Vetter Kniphausen [illegible], Hoffräu-
lein des Königs Geheimnis)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Coelln, Friedrich <<von>>,

Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen u. gesellschaftlichen Lebens zur Charakterist der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts
Bd.: 1

Cöln 1811

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.H.h.o.90
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11748704-4